



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

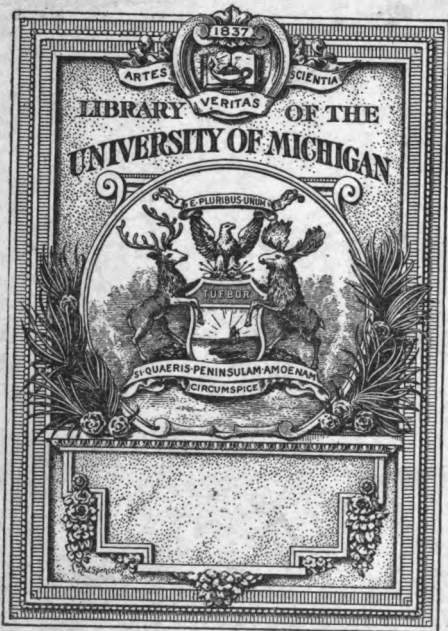
About Google Book Search

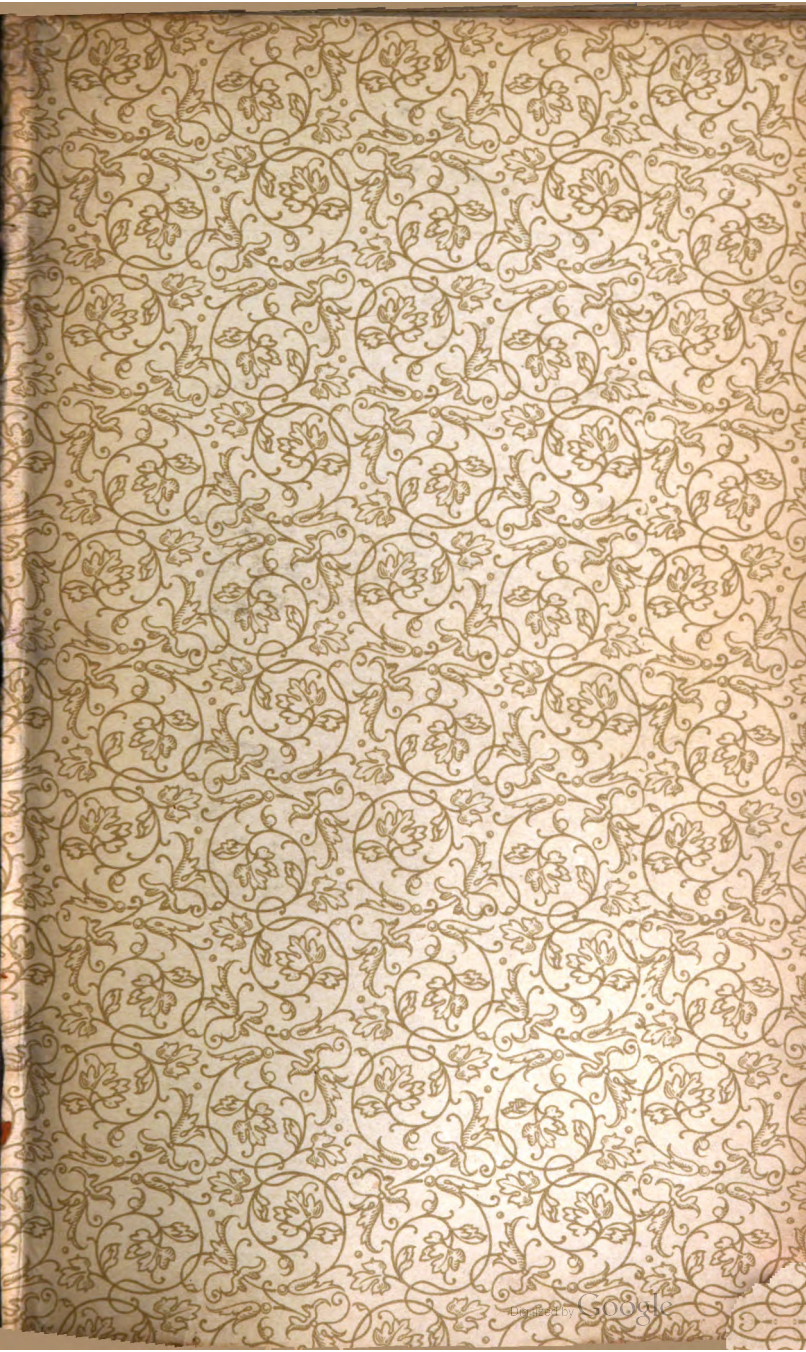
Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Novalis sämtliche Werke

Novalis, Bruno Wille







Frederik von Hardenberg.

Novalis

sämmtliche Werke

96460

herausgegeben von Carl Meißner

eingeleitet von Bruno Wille

Erster Band



Verlegt bei Eugen Diederichs
Florenz und Leipzig • 1898.

838.

H26

1898

v. 1

Druck von Gottfr. Bäß in Raumburg a. S.

B o r w o r t.

Genau hundert Jahre nach der Drucklegung der ersten Fragmente von Novalis, mehr als fünfzig Jahre nach dem Erscheinen der letzten Auflage seiner gesammelten Werke haben Verleger und Herausgeber gemeint, sei es an der Zeit, Novalis literarisches Schaffen zum ersten Mal ganz vollständig und übersichtlich angeordnet, zu veröffentlichen.

Die ästhetische Werthschätzung für unsern Dichter ist noch nicht abgeschlossen, die Zeichen mehren sich, daß sie heute wieder im Steigen begriffen ist. Eine junge Dichtergeneration blickt verehrend zu den Romantikern, vor allen zu Novalis auf. Sie ist ihm verwandt in Vorzügen und Fehlern. Derselbe Mangel an klarer Gestaltung und stark dichterischer Anschauung, derselbe Drang aus allem Realem heraus das Symbol zu steigern. Doch davon wird an anderer Stelle und wohl auch in anderem Sinne die Rede sein, in dem nüchternen Rechenschaftsberichte des Herausgebers aber hat Folgendes zu stehen:

Keine philologisch-kritische Ausgabe mit einer Ueberlast von Fuß- oder Schlußnoten, sondern eine Ausgabe für den ästhetischen Genießer, den gegen Wohlweisheit empfindlichen Literaturfreund sollte geschaffen werden. Meine Hauptaufgabe bestand also darin aus den zwei Bänden der von Schlegel und Tieck herausgegebenen ersten bis fünften Auflage und dem Nachtragsband von 1846, den Eduard von Bülow unter Tiecks Regide veröffentlichte, ein organisches Ganzes zu machen. Das geschah so, daß der erste Band nach der Einleitung und dem interessanten autobiographischen Material aus Tagebüchern und Briefen die Verspoesie bringt, der zweite Band die gesammte produktive Prosa enthält und dem dritten Bande die sämtlichen vorhandenen Aufzeichnungen rein gedanklicher Natur, die „Fragmente“, zugewiesen wurden.

Neu aufgenommen sind: die vier Jugendgedichte aus Meusebachs Sammlung „Auf Josefs Tod“, „An Herr Brachmann“, „An Jeanette —“ und „Mein Wunsch“, die Hoffmann von Fallersleben 1859 in seinen Findlingen zuerst abdruckte; der Fragmentencyklus „Glauben und Liebe oder Der König und die Königin“ aus den „Jahrbüchern der preußischen Monarchie“ 1798, aus dem die früheren Auflagen nur Bruchstücke brachten, und die vielumstrittene Abhandlung „Die Christenheit oder Europa“, die vollständig nur in der vierten Auflage enthalten war.

Die Anordnung innerhalb der Bände, zu welcher die reiche Novalisliteratur, namentlich das kluge Buch über „Novalis Lyrik“ von Dr. Carl Busse die dankbar benutzte Grundlage gab, geschah unter folgenden Erwägungen. Er empfahl sich auch das Autobiographische in Tagebüchern und Briefen, soweit es zur Verfügung stand, der Einleitung, die Dr. Bruno Wille freundlichst zu schreiben übernahm, anzuschließen, da es vielfach die Erläuterung des dort Gesagten enthält. In den Gedichten wurden die Hymnen an die Nacht vorangestellt und die später entstandenen Geistlichen Lieder folgen. Der Versuchung, die Hymnen an die Nacht, wenigstens die ersten vier, in Verszeilen abzuteilen, widerstand ich nur schwer, um so mehr, da es — neuerdings wieder von Busse — nachgewiesen ist, daß sie ursprünglich von Novalis selbst als freie Rhythmen geplant waren. Nur die Vielartigkeit, in der diese Aufgabe gelöst werden kann, deren Lösung immer einen Rest individueller Willkür enthalten wird, ließ mich davon abstehen, aber ich möchte dem Leser rathen, es auf eigene Faust zu versuchen: die Auseinandertrennung in Verszeilen vertieft die Schönheit dieser Gedichte und macht sie größer und erhabener. — In den geistlichen Liedern ist die „Hymne“ an den Schluß gestellt, um anzudeuten, daß sie eigentlich außerhalb dieses Kreises, der den Ton des evangelischen Kirchenliedes festhält, steht. — Die Geistlichen Lieder XIV und XV der Schlegel-

Tieffchen Ausgabe sind als „Marienlieder“ zu den „Gedichten aus Heinrich von Ofterdingen“ gestellt, zu denen sie die Notiz in Novalis' Aufzeichnungen zum zweiten Bande: „Marienlieder“ und neben einzelnen Worten ihr ganzer katholisirender Charakter deutlich verweist. — Die Gedichte aus dem Heinrich von Ofterdingen, so weit sie losgelöst verständlich sind und selbstständigen poetischen Werth haben, sind als dritte Gedichtgruppe vereinigt. Ihnen sind aus Bülow's drittem Band die beiden „Fragment“ und „Das Gedicht“ genannten Stücke beigelegt, in denen wir nach Busses überzeugenden Darlegungen augenscheinlich Entwürfe vor uns haben, die Novalis später für den Ofterdingen benutzen wollte. — Die „Bermischten Gedichte“ sind, in soweit sich biographische Anhalte ergaben, nach diesen, und, wo diese versagten, nach dem dichterischen Reifegrad chronologisch geordnet. Fußnoten sind nur da gegeben, wo sie etwas dichterisch Werthvolles, das in diesen Gedichten, die meist in der Jugend oder zu Gelegenheiten entstanden, spärlich ist, erklären halfen.

Im Heinrich von Ofterdingen ist der bisher im dritten Bande nachgetragene Anfangsentwurf zum zweiten Theil, soweit er Neues bot, und die Marienlieder an der Stelle, die sie nennt, eingefügt. Auch hier unterbrechen nur die allernothwendigsten Fußnoten den Fluß der Dichtung. Am Schluß des Fragments der Lehrlinge von Saiz sind die im Nachlaß gefundenen Andeutungen der Fortsetzung

hinzugefügt. — Von den drei Novellenentwürfen dürfte der mittlere wohl nur die Niederschrift einer Anekdote, als Stoff etwa zu einer didaktischen Fabel, sein.

Bei den Fragmenten des dritten Bandes der neuen Ausgabe bin ich zur überschriftslosen Aufeinanderfolge der ersten Auflage zurückgekehrt. Das erschien nach mancherlei Versuchen der Parcellirung dieses schönen Urwalds voll eigenartig zarter und starker Gedankengewächse, aus dem Novalis selbst sich das Baumaterial für spätere Werke holen wollte, schließlich das Rathsamste. Nur hie und da sind nahestehende Gedanken näher zusammengerückt. Novalis Geist, der das Antithesenspiel liebt, durchfliegt oft in einem Satz drei Geistesreiche. Eine streng systematische Einfächerung hätte, abgesehen von ihrer Unmöglichkeit im Einzelfall, oft directe Widersprüche nebeneinander gestellt. Im Sinne von Novalis eigener Auffassung dieser Fragmente als „literarische Sämereien“ folgt „je bunteres Leben, desto besser“ Gedanke auf Gedanke und behält so ganz den Reiz des Spontanen. Verrathen sei, daß die vorwiegend ästhetische Dinge behandelnden Fragmente vorangestellt und von den übrigen durch die eingeschobenen „Dialogen“, die einen Uebergang bilden, getrennt sind.

Die Besarten greifen auf die ersten Drucke zurück, soweit diese die richtigeren schienen. Die Orthographie ist unter Beseitigung einiger Inkonsequenzen,

die Kobalis eigene, zeitcharacteristische geblieben.
Auch die Interpungierung hat das „;“ und „:“,
die Kobalis viel verwandte, bewahrt, ist im übrigen
aber nach unseren heutigen Grundsätzen durchgebildet
worden.

Loschwitz bei Dresden.

Der Herausgeber.

Einleitung

In seinem Buche über die romantische Schule kennzeichnet Georg Brandes den Sinn des deutschen Volkes, wie er um die jetzige Jahrhundertwende sich gibt, folgendermaßen: „Alle öffentlichen Äußerungen, alle Privatgespräche, ja selbst die Physiognomien der Städte tragen in unseren Tagen das Gepräge eines entschiedenen Wirklichkeitssinnes. Durchwandelt man eine Straße in Berlin, so begegnet man überall dem strammen, uniformierten, mit Ehrenzeichen bedeckten Militär. In den Schaufenstern der Buchhändler liegen vorwiegend Schriften aus, die ein praktisches Ziel verfolgen: Selbst Hausrat und Geschmacksgegenstände sind von dem neuen Geiste beeinflusst. Nichts kann derber und kriegerischer aussehen, als ein Berliner Galanterieladen. Auf den Tafeluhren, wo sonst ein geharnischter Ritter knieend die Fingerspitzen seiner Dame küßte, stehen jetzt Ulanen und Kürassiere in voller Uniform, Spitzkugeln hängen als Verloques an den Taschen-

uhren, und Gewehrpyramiden bilden Leuchter. Das Metall, welches in der Mode ist, ist das Eisen. Das Wort, welches in der Mode ist, ist ebenfalls das Eisen. Jenes Volk von Dichtern und Denkern ist augenblicklich mit allem anderen als damit beschäftigt, zu dichten und zu philosophieren. Selbst hochgebildete Deutsche sind heutigen Tages unwissend in der Philosophie — nicht einer von zwanzig deutschen Studenten hat in jetziger Zeit das mindeste von Hegel gelesen, — das Interesse für Poesie in metrischer Form ist so gut wie erloschen, die politischen und sozialen Probleme erwecken hundertmal mehr Aufmerksamkeit, als die Bildungsprobleme und Rätsel des Herzens. — Und dies Volk ist es, das sich einstmals in romantische Reflexionen und Träumereien verlor und seinen Repräsentanten in Hamlet ^x sah. Hamlet und Bismarck! Bismarck und die Romantik! Sicherlich hat der große deutsche Staatsmann besonders aus dem Grunde ganz Deutschland mit sich fortzureißen vermocht, weil er dem Volke in seiner Person alle die Eigenschaften brachte, die es so ganz vermißt und ersehnt hatte. Mit ihm hat die Politik die Ästhetik abgelöst. Deutschland ist eins geworden, die Militärmonarchie hat die Kleinstaaten und mit ihnen all ihre feudalen Idyllen verschlungen, Preußen ist Deutschlands Piemont geworden und hat dem neuen Reiche seine regelrechte und praktische Geistesrichtung aufgeprägt, zur selben Zeit, wo die Naturwissenschaften die Philosophie

verdrängt und reformiert haben, und wo die nationale Idee das Humanitätsideal verdrängt oder modifiziert hat.“

Und in diesem Zeitalter — diese Glosse liegt nahe —, an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts, wird eine Ausgabe von Novalis sämtlichen Werken unternommen? Welch ein Anachronismus, Welch ein buchhändlerischer Mißgriff! Wer soll diese veraltete Romantik kaufen? Wer sehnt sich heutzutage noch nach der blauen Blume? —

Gemach! Modisch ist Novalis in unseren Tagen nicht, für die Masse modisch wird er auch niemals werden. Und wer den Beruf des Verlegers darin erblickt, vor Allem ein Geschäft zu machen, mag hier die Achseln zucken. Das eigentliche Edelmetall, das ein Novalis einbringt, ist eben nicht in Geschäftskassen zu suchen, sondern da, wo ein Gemüth unserm Dichterphilosophen sich erschließt, weil es in ihm findet, was jenes von Brandes geschilderte moderne Treiben ganz und gar nicht zu schaffen vermag: centrale Harmonie.

Als künstlerische Schule, fast als politische Partei pflegt die Romantik betrachtet zu werden; theilweise mit Recht. Indessen läßt sich dieser verunstaltende Charakter ausscheiden. Übrig bleibt dann ein geistiger Strom, der weit mehr bedeutet, als einen Gegenstand der Litteraturgeschichte. Durch unsere Tage hindurch auf die Zukunft gestaltend einzuwirken, ist dieser Strom fähig und wohl auch

berufen. Ja, dem ewigen Bestande menschlichen Dichtens und Sinnens scheint mir eine gewisse Romantik anzugehören. Und gerade Novakis enthält
* viel von diesem Ewig-Romantischen.

Das Bewußtsein hiervon lebt freilich heutzutage äußerst spärlich. Ein halbes Jahrhundert lang schlich die romantische Bewegung im Sande dahin, ihre Verächter glaubten sie versiegt für alle Zeit. Auch jetzt noch findet sowohl die alte romantische Litteratur als auch die „Neuromantik“ bei unserem großen Publikum keine Gunst. Es ist noch nicht viel anders geworden, seit Haym in seiner Geschichte der romantischen Schule (Berlin, 1870) schrieb: „Noch allzu gut ist uns die Periode unserer neuern Geschichte im Gedächtnis, in welcher Wissenschaft, Staat und Kirche sich von einer durch die Macht gestützten Invasiön romantisch aufgefärbter, freiheitsfeindlicher Ideen bedroht sah. Weil die Gründer und Jünger des romantischen Litteraturgeistes offenkundig Sympathien mit dem Mittelalter, mit dessen Glaubensdunkel, dessen lockeren Staatszuständen, dessen mild, aber poetisch wucherndem Individualismus gehabt hatten, so schien das Wiederauftauchen dieser Tendenzen den Kampf auf Leben und Tod gegen die ‚Romantik‘ zu rechtfertigen. Das Reaktionäre war romantisch, und ein Romantiker hieß uns daher Jeder, der, der neugewordenen Zeit zum Troß, sich auf eine vergangene Bildungsform steifte, um sie durch künstliche Mittel wieder ins

Leben zu rufen . . . Noch immer reden wir wohl in üblicher Weise von jener Romantik, die doch nur das Gespenst einer einst wohlberechtigten Bewegung war. Aber ohne Leidenschaft, weil ohne Furcht. Mit Gleichgültigkeit, wie von einem theoretischen Wesen, welches uns nichts mehr anhaben könne. Andre Stichwörter und Parteinamen sind, zugleich mit anderen Zielen, an die Stelle getreten. Wo so im Bausch und Bogen noch heut von der Romantik die Rede ist, da meint man alles Unwirkliche und Wesenlose, Alles, was zu leben nicht fähig ist und zu leben nicht verdient. In Dichtung und Wissenschaft, in Staat und Gesellschaft getröstet wir uns, den Geist der Romantik genugsam überwunden zu haben. Denn nicht in nebelhaften Illusionen, in eigenfönnigen und seltsamen Gedankenspielen, in rückwärts nach der Vergangenheit zugekehrten Wünschen zu leben: nicht das, sondern nüchternen Verstandes und männlichen Entschlusses die Mächte und Bedürfnisse der Wirklichkeit anzuerkennen, besonnen und geduldigen Muts vorwärts zu schreiten, das gilt uns Heutigen mit Recht als die unabweisliche Forderung der Zeit, in deren Dienst wir gestellt sind.“

Bestechende Programm-Worte, größtenteils auch berechtigt! Die „unabweisliche Forderung der Zeit“ besteht allerdings. Indessen wenn auch das „Nüchterne“, „Männliche“, „Wirkliche“ im öffentlichen Leben großartige Erfolge errungen hat, so

läßt sich doch nicht behaupten, unter seinem eisernen Szepter seien die Musen und Grazien besonders heimisch, und jenes tiefe, feine Gemütsleben könne sich entfalten, ohne welches echte, harmonische Menschenbildung nicht verwirklicht ist. Beschämend arm ist unsere Zeit an vornehmer Innerlichkeit. Eine Dichtung, die nicht zerstreuen und unterhalten oder zu sinnlichem Rausche erregen, vielmehr sammeln, stimmen, vertiefen, verfeinern, erheben will, wird vom großen Publikum nahezu verschmäht und eigentlich nur in den Kreisen gleichgesinnter Künstler gewürdigt. Die Lyrik ward zum Aschenbrödel, und Roman und Bühnendichtung huldigen, soweit sie überhaupt eigenartigen Wert besitzen, vorwiegend jenem „Wirklichen“, „Nüchternen“, „Männlichen“.

Es liegt mir fern, dem modernen Naturalismus eine gewisse Größe abzusprechen. Er ist wohl die angemessene Gestaltungsart, in der das Zeitalter einer detailirenden Naturforschung und realistischen Soziologie sich künstlerisch auslebt. Doch mit seinem ausgeprägten Sinn für das Greifbare, Außerliche, für das Milieu und das Nüchtern-Psychologische, mit seiner rücksichtslosen Schwärmerei für das Wirkliche, die nicht selten in Tüfstelei, anatomischen Cynismus und platte Geschmacklosigkeit ausartet, mit seinen sozialen Tendenzen, seinem Mitleid für die Armen und Unterdrückten und seiner Empörung nähert sich diese Kunstrichtung zuweilen bedenklich dem Charakter der Wissenschaft, der Sozialpolitik

und Ethik. Das scharfe Licht objektiver Beobachtung und sittlicher Kritik ist darüber ausgegossen — nicht jener magische Schimmer, den das kosmisch ergriffene, mit dem Allleben harmonirende Gemüt aus seinen geheimen Tiefen heraus verbreitet.

Versteht man aber den „Naturalismus“ nicht im Parteiinne, sondern als wahrhaftige Gestaltung all dessen, was wirklich ist, so ist freilich nichts gegen ihn einzuwenden, weil er eben einfach echte Kunst bedeutet; dann aber muß folgerichtig auch die Gestaltung der subjektiven Welt, des idealen und romantischen Gemüthslebens zu neuer Gültigkeit gelangen. Die berückend wahren Bilder, die ein Brentano oder ein Böcklin aus dem Reiche der Träume, Ahnungen und idealen Stimmungen gibt, sind dann Naturalismus im besten Sinne. Hoffentlich erweitert sich der „Naturalismus“ zu dieser Konsequenz, die ein paar seiner vornehmsten Vertreter praktisch bereits gezogen haben; ich erwähne nur den Dichter des „Hannele“ und der „Verfunkenen Glocke.“

Ohne gerade ein Anhänger Fichtes zu sein, darf man im Entwicklungsgange des geistigen Lebens vielfach das Fortschreiten von einer Ideen-
gruppe oder Theseis zum Gegentheil, der Antitheseis, und endlich zur Verschmelzung dieser feindlichen Geschwister, der Syntheseis, erblicken. Auch das Bild einer spiralen Bewegung ist bezeichnend, die von einer Seite im Bogen zur andern Seite geht, um

durch Fortführung dieses Bogens wieder zu jener Seite, dabei jedoch zu einem höhern Standpunkt zu gelangen. — Wir sehen nun, wie die deutsche Kunst vor hundert Jahren zur Romantik sich wandte, um später schroff entgegengesetzte Richtungen aufzujuchen. Steht uns nunmehr eine Synthesis bevor? Nähern wir uns wieder der andern Seite, weil wir lange genug einseitig waren? Wird eine neue Romantik siegreich auf den Plan treten, vielleicht bezwungen, weil sie noth thut? Wollen sich die Errungenschaften des Naturalismus mit Ideen verschmelzen, wie sie ein Novalis als Leitsterne betrachtete? Ich vermuthete es.

Eine schleichende Verstimmung nimmt überhand bei vielen Geistern, die dem Materialismus oder einer verwandten Weltanschauung ergeben sind. Sie erkennen, daß es nicht bloß darauf ankommt, den Verstand zu befriedigen. Sie fangen an, nach einer Harmonie von Kopf und Herz, Leben und Ideal, Naturwissen, Religion und Poesie zu streben. Auf künstlerischem Gebiet stellt sich diese Wendung der Geister als eine neue Romantik dar. Im Westen unseres Continents gibt es bereits eine dichterische Schule, deren Führer sich von der älteren Romantik, so auch von Novalis, hervorragend beeinflusst fühlen. Eine verwandte Bewegung zeigt sich auch in den Landen deutscher Zunge. Freilich fehlt dieser Neuromantik noch gar viel. Es ist ihr nicht gelungen, eine neue angemessene Weltanschauung hervorzubringen. Nietsches Individualismus, dem man

sich stellenweise anschließt, gelangt wenig über unfruchtbare Skeptik hinaus. Und die Renaissance, auf die man — ähnlich wie die ältere Romantik auf das Mittelalter — mit Vorliebe zurückgreift, hat unserer Zeit kein Erbtheil hinterlassen, das im Volke so lebendig wäre, wie etwa das Christenthum, durch das sich ein Novalis innig mit dem Mittelalter verbunden fühlte. So haben es die Verlaine, Malarmé, Maeterlinck, die George und Loris (von Hoffmannsthal) zwar zu einer gewissen Berühmtheit gebracht, nicht aber zu einer Macht, die den Zeitgeist gestaltet. Bedeutender sind die Errungenschaften der Neuromantik in der bildenden Kunst — ich nenne nur Böcklin und Klinger.

Geht schon aus diesen Erwägungen hervor, daß die romantische Strömung keineswegs erstorben ist, so wird es zu voller Gewißheit, wenn wir ein Ewiges in der Romantik erkennen. Ich verstehe unter diesem Ewigen eine von zwei polar entgegengesetzten Richtungen, in denen sich alles Dichten und Trachten bewegt. Die eine Richtung geht nach außen, in die Welt der Objekte, die andre nach innen, ins Subjekt.

Auf der einen Seite gewinnen wir Herrschaft über die Dinge, Naturwissen, staatliche und wirtschaftliche Erfolge; auf das Materielle kommt es besonders an; zum Massenmenschen prägt sich der Einzelne aus; als Kulturdünger zum Wohle der Menge wird er gern behandelt. Wesentlich nach

11*

dieser Richtung hat sich die Kultur in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ausgeprägt. Großgezogen ward so das eiserne Ringen der Staaten um Macht, die bürgerliche Gier nach Reichthum, der ungeheure Centralismus im Volksleben, die Riesenstadt, die einseitige Sucht nach materiellen Genüssen, nach Geselligkeit und Zerstreuung.

Die entgegengesetzte Strömung richtet sich auf Verinnerlichung. Nicht auf Macht über die Objekte und herrschaftliches Eingreifen in die Außenwelt kommt es ihr hauptsächlich an, vielmehr auf subjektive Kultur, auf das stille, tiefe Glück innerer Harmonie. Das Individuum gilt als die Achse des Getriebes, nicht bloß in sozialer, sogar in kosmischer Hinsicht. Auf dies Centrum werden die äußeren Dinge harmonisch bezogen. An Stelle der objektiven Naturforschung und verständigen Auffassung arbeitet mehr das objektive Gemüth in Dyrif, Religion, Philosophie und Mystik. Nicht draußen, im Innern wird das Reich der Freiheit und Glückseligkeit erschlossen. Und dieser Individualismus steigert sich zuweilen bis zur Geringschätzung und Abweisung der Massenbedürfnisse, der politischen und sozialen Besserungsversuche. Nicht zur Großstadt, nicht zu „des Lebens Schauspiel auf buntbewegten Gassen“, nicht zu lärmender Geselligkeit und zerstreuenden Genüssen fühlt sich das Gemüth hingezogen, sondern zur einsamen Natur, zur Sammlung und Erbauung . . .

„Da draußen stets betrogen
Sauft die geschäftige Welt —
Schlag noch einmal die Bogen
Um mich, du grünes Belt!“

Dieser Drang ist es nun, worin ich eine ewige Quelle und Strömung romantischen Charakters erblicke. Daß er bei dem tiefsinnigsten Vertreter der ältern Romantik, bei Novalis, schöpferisch und organisirend aufgetreten ist, möchte ich durch Schilderung seiner Ideale und Grundgedanken nachweisen. Diese Schilderung soll auch dafür sprechen, daß die Mission dieses Dichterphilosophen keineswegs erschöpft, sondern noch im Flusse ist, ja vielleicht ein neues, bedeutendes Stadium ihrer Wirksamkeit beginnen wird. Es wäre ebenso naturgemäß als wünschenswerth, wenn das einseitig nach Außen gewandte moderne Leben, wie es Brandes ziemlich treffend geschildert hat, eine Reaktion hervorriefe. Diese würde dann wohl auf die frühere Romantik zurückgreifen — wie ja jede auftretende Bewegung bei geschichtlichen Vorläufern Anschluß und Stütze sucht. Novalis käme dann zu großer Geltung.

Das Jahrhundert, dem er entstammt, zeigt einen individualistischen Grundzug. Da ist der Pietismus, der die religiöse Innigkeit im Einzelleben, das persönliche Gottesverhältniß pflegte. Da ist der Rationalismus, der zwar keineswegs romantisch fühlte, jedoch ein Recht des Individuums, die vernunftgemäße Selbstbestimmung in der Religion vertrat.

Da ist Rousseau mit seinem Individualismus der Urwüchsigkeit, der sich auflehnt gegen herkömmliche Gesellschaftsformen und die Schrankenlosigkeit des Einzelnen verfißt. Da sind die Stürmer und Dränger mit ihrem Geniekultus. Da ist die Empfindsamkeit, die krankhaft schwelgt in den Stimmungen des Ich. Da ist Kant, der die Philosophie zur Versenkung in das Subjekt führt und im Innern, im sittlichen Willen das Reich der Freiheit findet. Da ist endlich Fichte — nach Schlegel „der gefährlichste unter allen Denkern“ — der die Außenwelt aus der schöpferischen Einbildungskraft des Ich herleitet und in der Individualität das eigentlich Reale sieht. Da ist auch noch der Weiterbildner dieser Weltanschauungen, Schelling, der eine poetische Weltdeutung vertritt und daher alle Künstlernaturen firenenhaft anzieht.

Das Mittelalter, das die Romantiker mit Heimweh umfassen, stimmt sie ebenfalls zu einem gewissen Individualismus. Mit dem Mystiker fühlen sie, der sich in sein Innenleben versenkt und in den engsten Schranken, in Priesterdespotismus, Klostermauern und starren Glaubenssätzen doch centrale Harmonie, Einigung mit seinem Gott zu finden weiß. Da ist der Handwerker, dessen vom Innungswesen eingedämmte Schaffenslust sich zu künstlerischem Adel vertieft. Da ist der Astrolog mit seinem Glauben an geheime Beziehungen zwischen Stern und Menschen- geschick, an eine kosmische Bedeutung des Einzelnen.

Da ist der Alchymist mit seiner geheimen, persönlichen Wissenschaft; der „Stein der Weisen“, den er sucht, ist ein Seitenstück zur „blauen Blume“ der Romantiker.

Schon seiner Anlage nach innerlich, wird Novalis unter solchen Einflüssen ein Philosoph des Individualismus. Das Ich feiert er als Centrum der Welt, als Quell und Ziel aller Kultur, als Potenz zur wahren Freiheit und Seligkeit. Das große Räthsel des Daseins glaubt er gelöst in dem Augenblicke, wo der Mensch den absoluten Vereinigungspunkt aller Gegensätze, der bisher getrennten Welten, in sich findet, alles in sich selbst zurückführt. Fichte, den Novalis mit Newton vergleicht, ist ihm der Gesefzfinder des innern Weltsystems, „das erste Genie, das sich selbst durchdrang“. „Im Ich, im Freiheitspunkte sind wir alle in der That völlig identisch; von da aus trennt sich erst jedes Individuum. Ich ist der absolute Gesamtplatz, der Centralpunkt.“ „Ich ist Wahl und Realisation der Sphäre individueller Freiheit oder Selbstthätigkeit.“ „Wir sind gar nicht Ich, wir können und sollen aber Ich werden.“ „Alles, was uns erregt, damit sucht das Erregte sich in ein bleibendes Verhältnis zu setzen, es gleichsam mit sich zu identificiren. Das Nichtich ist die Einheit aller Reize, eine assimilirte ewig Unbekannte. Der Sinn ist ein Werkzeug, Mittel zu dieser Identification. Ausbildung der Sinne gehört mit zu der Hauptaufgabe

der Verbesserung des Menschengeschlechts, der Graderhöhung der Menschheit. Je mehr unsere Sinne sich verfeinern, desto fähiger werden sie zur Unterscheidung von Individuen. Der höchste Sinn wäre die Empfänglichkeit für eigenthümliche Natur.“

„Wie kann ein Mensch Sinn für etwas haben, wenn er nicht den Keim davon in sich trägt. Was ich verstehen soll, muß sich in mir organisch entwickeln, und was ich zu lernen scheine, ist nur Nahrung, Incitament des Organismus.“

„Wir sollen alles in ein Du, in ein zweites Ich verwandeln; nur dadurch erheben wir uns selbst zum großen Ich, das Eins und Alles zugleich ist.“

„Es dünkt den Menschen, als sei er in einem Gespräch begriffen, und irgend ein unbekanntes geistiges Wesen veranlasse ihn auf eine wunderbare Weise zur Entwicklung der evidentesten Gedanken. Dieses Wesen muß ein höheres Wesen sein, weil es sich mit ihm auf eine Art in Beziehung setzt, die keinem an Erscheinungen gebundenen Wesen möglich ist. Es muß ein homogenes Wesen sein, weil es ihn wie ein geistiges Wesen behandelt und ihn nur zur seltensten Selbstthätigkeit auffordert. Dieses Ich höherer Art verhält sich zum Menschen, wie der Mensch zur Natur oder der Weise zum Kinde. Der Mensch sehnt sich ihm gleich zu werden, wie er das Nicht-Ich sich gleichzumachen sucht.

— Philosophiren ist eine Selbstbesprechung obiger Art, eine eigentliche Selbstoffenbarung, Erregung des wirklichen Ich durch das idealische Ich.“

„Gott will

Götter.“ — Zur Erläuterung dieses kosmischen Individualismus füge ich einen verwandten Gedanken Goethes hinzu:

„Wär nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne würd es nicht erblicken.
Wär nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt uns Göttliches entzünden?“

Wenn nun der einzelne Mensch ein Gotteskeim ist, wenn das Ich als Centrum der Allnatur sich betrachten darf, berufen, ihre Strahlen zu sammeln, ihre Erregungen geistesmächtig zu durchdringen und dem Eigenen anzugliedern, so erhebt sich der Menschengeist zur Würde eines Souveräns. Das Ich erweitert sich zum All, die äußeren Dinge werden verinnerlicht und erscheinen als freie Schöpfungen des tiefsten Gemüths. Triumphe feiert dies souveräne Gemüth in der dichterischen Gestaltung. „Die Poesie löst fremdes Dasein im eigenen auf.“ „Poesie ist das absolut Reelle. Dies ist der Kern meiner Philosophie. Je poetischer je wahrer.“ „Der Poet versteht die Natur besser als der wissenschaftliche Kopf.“ Indessen der Poet hat noch nicht die höchste Stufe der Freiheit erreicht; er vergeistigt zwar die äußere Wirklichkeit, doch er verwirklicht nicht das Geistige. Er ist noch nicht Magier; zu ihm verhält er sich wie das spielende Kind zum Weisen. Wir sollen zaubern lernen, wenn wir auch noch Stümper sind. „Werkzeuge armiren den Menschen.

Man kann wohl sagen, der Mensch versteht eine Welt hervorzubringen, es mangelt ihm nur am gehörigen Apparat, an der verhältnißmäßigen Armatur seiner Sinneswerkzeuge. Der Anfang ist da. So liegt das Princip eines Kriegsschiffes in der Idee des Schiffbaumeisters, der durch Menschenhaufen und gehörige Werkzeuge und Materialien diesen Gedanken zu verkörpern vermag, indem er durch alles dieses sich gleichsam zu einer ungeheuern Maschine macht. So erfordert die Idee eines Augenblicks oft ungeheure Organe, ungeheure Massen von Materien, und der Mensch ist also wo nicht actu doch potentia Schöpfer.“ „Der thätige Gebrauch der Organe ist nichts als magisches, wunderthätiges Denken, oder willkürlicher Gebrauch der Körperwelt; denn Wille ist nichts als magisches, kräftiges Denkvermögen.“ „Der physische Magus weiß die Natur zu beleben und willkürlich wie seinen Leib zu behandeln.“ „Je größer der Magus, desto willkürlicher sein Verfahren, sein Spruch, seine Mittel. Jeder thut nach seiner eignen Art Wunder.“ „Der Zauberer ist Poet.“ Und so ist die Kunst des Poeten eine Vorstufe zur Magie. „Alle Bezauberung geschieht durch partielle Identification mit dem Bezauberten, den ich so zwingen kann, eine Sache zu sehen, zu glauben, zu fühlen, wie ich will.“ Das Märchen, in dem Wunder- und Zauberthaten vorkommen, ist eine kindliche Ahnung des vollkommenen magischen Idealismus, zu dem das Indivi-

duum berufen ist. „In einem echten Märchen muß alles wunderbar, geheimnißvoll und zusammenhängend sein; alles belebt, jedes auf eine andere Art. Die ganze Natur muß wunderbar mit der ganzen Geisterwelt gemischt sein; hier tritt die Zeit der allgemeinen Anarchie, der Gesetzlosigkeit, Freiheit, der Naturstand der Natur, die Zeit vor der Welt ein. Diese Zeit vor der Welt liefert gleichsam die zerstreuten Züge der Zeit nach der Welt, wie der Naturstand ein sonderbares Bild des ewigen Reichs ist. Die Welt des Märchens ist die der Welt der Wahrheit durchaus entgegengesetzte und eben darum ihr so durchaus ähnlich, wie das Chaos der vollendeten Schöpfung ähnlich ist. — In der künftigen Welt ist alles wie in der ehemaligen und doch durchaus anders; die künftige Welt ist das vernünftige Chaos, das Chaos, das sich selbst durchdrang, das in sich und außer sich ist. — Das echte Märchen muß zugleich prophetische Darstellung, idealische Darstellung, absolut nothwendige Darstellung sein. Der ächte Märchendichter ist ein Seher der Zukunft. — Der erste Mensch ist der erste Geisterseher, ihm erscheint alles als Geist. Was sind Kinder anders als erste Menschen? Der frische Blick des Kindes ist überschwänglicher als die Ahndung des entschiedensten Sehers. — Es liegt nur an der Schwäche unserer Organe und der Selbstberührung, daß wir uns nicht in einer Feenwelt erblicken. Alle Märchen sind nur Träume

von jener heimathlichen Welt, die überall und nirgend ist. Die höheren Mächte in uns, die einst als Genien unsern Willen vollbringen werden, sind jetzt Musen, die uns auf dieser mühseligen Laufbahn mit süßen Erinnerungen erquicken."

Nicht launische, unlautre Willkür soll den Magier leiten. In den Dienst des Höchsten hat er seine Kunst zu stellen; die vollkommene Ordnung, das Reich Gottes zu gestalten, ist sein Beruf. Ueberzeugung, sittlicher Glaube ist die Wunderkraft, die Berge versetzt. „Wenn ein Mensch plötzlich wahrhaft glaubte, er sei moralisch, so würde er es auch sein.“ Die Seele alles Beweises ist die Ueberzeugung, und diese „beruht auf magischer oder Wunderwahrheit.“ Alle Erfahrung „ist Magie und nur magisch erklärbar“. Mit anderen Worten, alle Wahrheit ist Ueberzeugung, und alle Ueberzeugung ist Offenbarung, die aus jener Tiefe des Innern stammt, wo wir das schöpferisch strahlende Centrum unserer Welt zu suchen haben. Dies Centrum ist denn auch der Archimedespunkt, wo wir anzusetzen haben, um das All im Sinne des „magischen Idealismus“ umzugestalten, nämlich das Innere, Geistige zu realisiren und das Außere, Reale zu vergeistigen. Der ist magischer Idealist, „der ebenso wohl die Gedanken zu Dingen, wie die Dinge zu Gedanken machen kann und beide Operationen in seiner Gewalt hat“. „Mit der richtigen Bildung unseres Willens geht auch die Bildung unseres

Wissens und Könnens fort. In dem Augenblicke, wo wir vollkommen moralisch sind, werden wir Wunder thun können, d. i. wo wir keine thun wollen, höchstens moralische. Der Wunder höchstes ist eine tugendhafte Handlung, ein Aktus der freien Determination.“ Die magische Kraft ist ebenso eine Vorübung zum moralischen Schaffen. „Wir müssen Magier zu werden suchen, um recht moralisch sein zu können; je moralischer, desto harmonischer mit Gott, desto göttlicher.“ „Jeder Mensch kann seinen jüngsten Tag durch Sittlichkeit herbeiführen.“ „Magisch werden Natur und Kunst nur durch Moralisirung. Liebe ist der Grund der Möglichkeit der Magie. Die Liebe wirkt magisch.“ „Die Anderen reden irre“ sagt ein ernster Mann in den „Lehrlingen zu Saïs“ — „sie wissen nicht, daß die Natur ein Abdruck ihrer selbst, eine wüste Phantasie ihres Traumes ist. Der wachende Mensch fühlt sich Herr der Welt, sein Ich schwebt mächtig über diesem Abgrund und wird in Ewigkeiten über diesem endlosen Wechsel erhaben schweben. Einklang strebt sein Inneres zu verkünden, zu verbreiten. Der Sinn der Welt ist Vernunft; wer zur Kenntniß der Natur gelangen will, übe seinen sittlichen Sinn. Sittliches Handeln ist jener große und einzige Versuch, in welchem alle Räthsel der mannigfaltigsten Erscheinungen sich lösen. Wer ihn versteht und in strenge Gedankenfolgen zu zerlegen weiß, ist Meister der Natur.“

Die Griechen wähten das Ideal der souveränen Zauberei so ziemlich im Olymp verwirklicht. Doch nicht ganz; denn über den Göttern sahen sie eine noch höhere Macht thronen, die selbst die Olympier beherrscht: das Schicksal, die unabänderliche Nothwendigkeit. Novalis hebt sogar vor dieser Macht nicht. Sein kindlicher Optimismus bleibt vertrauensselig, sein schrankenloser Individualismus sieht das magische Ich sogar vom Schicksal frei. An Schopenhauer gemahnend, erklärt Novalis, jeder Mensch lebe im Grunde in seinem Willen. An den Willen „stoßen wir immer zuletzt an“; er und der Tieffinn „haben keine Grenzen“. Es gibt also kein Fatum für den Magier; er kann, was er will, ist selber sein Fatum. „Das Fatum, das uns drückt, ist die Trägheit unseres Geistes; durch Erweiterung und Bildung unserer Thätigkeit werden wir uns selbst in das Fatum verwandeln.“ Unser Wollen hat uns in die irdische Daseinsform geführt; und die Fortsetzung des Fluges, den wir in diesem Leben begonnen haben, den der Tod scheinbar unterbricht, „hängt einzig und allein von der unwandelbaren Richtung unsres freien Willens ab.“ „Der größte Zauberer würde der sein, der sich zugleich so bezaubern könnte, daß ihm seine Zaubereien wie fremde, selbstmächtige Erscheinungen vorkämen. Könnte dies mit uns nicht wirklich der Fall seyn?“ Novalis bejaht diese Frage. Das Ich zaubert selber sein Schicksal.

Aus dem Weltgemüth steigt das Weltgeschick. Wir sollen begreifen, wie

„das große Weltgemüth
Ueberall sich regt und unendlich blüht . . .
Die Welt wird Traum, der Traum wird Welt;
Und was man glaubt, es sei geschehen,
Kann man von weitem erst kommen sehen.“

„Schicksal und Gemüth sind Namen eines Begriffes.“ Ein Wort, das nicht nur in voller Schärfe einen Grundgedanken von Novalis ausdrückt, sondern auch als Leitwort für seine Lebensführung dienen kann. Wie uns seine Biographie deutlich zeigen wird, war sein Gemüth in der That sein Schicksal.

Der starke Drang, sich in den Schacht des eigenen Innern zu vertiefen, der mystische Glaube, in diesem Centralpunkt das All zu erfassen und alles Heil zu erringen, mußte natürlich den Sinn für das Geheimnißvolle mächtig anregen. Alle Romantiker haben das Geheimniß mit einer Schwärmererei kultivirt, daß manche Aesthetiker in ihm geradezu das wesentliche Thema, das Kennzeichen aller Romantik erblicken. In der That ist ein Stoff romantisch, wenn er ein Geheimniß ahnen läßt. Daher die Romantik der sagenumwobnen Ruinen, der versteckten Thalmühlen, der Waldgründe, der Höhlen und wunderlichen Felsgebilde. Besonders deutliche Belege für diesen Charakter des Romantischen finden sich bei Eichendorff. Welch geheim=

nißvolles Leben im Rauschen der Bäume, im Zug der Wolken, im Flug der Vögel, im Klang des Posthorns, in Quellen, die von den Klüften sich stürzen in Waldesnacht, in verwildernden Gärten mit Marmorbildern, dämmernden Lauben, Palästen im Mondenschein, im verschlafenen Plätschern der Brunnen, im leisen Rauschen ferner Ströme . . . Novalis, dessen Poesie nicht so sehr im Landschaftlichen aufgeht, findet das Romantische vorwiegend in den Tiefen seines Innenlebens, das er unter Fichtes Führung, jedoch auch mit viel Selbstständigkeit zu erforschen sucht.

Innerliches nach seiner Art, ein geistiges Leben offenbart sich ihm in der ganzen Natur. Geist hat ja die Dinge aus sich heraus geschaffen; wie sollten sie solche Herkunft verleugnen können. Nur wer ihr Geistiges erfäßt, gelangt zur Einheit mit der Natur, zur centralen Harmonie. „Das Aeußere ist ein in Geheimnißzustand erhobenes Innere. Vielleicht auch umgekehrt.“ „Mich führt alles in mich selbst zurück“ — sagt der Lehrling zu Sais. „Mich freuen die wunderlichen Haufen und Figuren in den Sälen; allein mir ist, als wären sie nur Bilder, Hüllen, Bierden, versammelt um ein göttlich Wunderbild, und dieses liegt mir immer in Gedanken.“ „Am Quell der Freiheit sitzen wir und spähen; er ist der große Zauberspiegel, in dem rein und klar die ganze Schöpfung sich enthüllt, in ihm baden die zarten Geister und Abbilder aller Na-

turen, und alle Kammern sehen wir hier aufgeschlossen. Was brauchen wir die trübe Welt der sichtbaren Dinge mühsam zu durchwandern? Die reinere Welt liegt ja in uns, in diesem Duell. Hier offenbart sich der wahre Sinn des großen, bunten, verwirrten Schauspiels: und treten wir von diesen Blicken voll in die Natur, so ist uns alles wohlbekannt, und sicher kennen wir jede Gestalt. Wir brauchen nicht erst lange nachzuforschen, eine leichte Vergleichung, nur wenige Züge im Sande sind genug, um uns zu verständigen. So ist uns alles eine große Schrift, wozu wir den Schlüssel haben, und nichts kommt uns unerwartet, weil wir voraus den Gang des großen Uhrwerks wissen." In den „Lehrlingen zu Saïs“, wo sich dieser Ausspruch findet, läßt unser Dichterphilosoph jemand sagen: „Die Natur ist der Einbegriff von allem, was uns rührt. Um es zu verstehen, müssen wir unsern Körper verstehen. Aber um Einsicht in die Organisation des Körpers zu bekommen, müssen wir unser Denken begreifen, seine Bewegungen kennen und frei erzeugen können; dann können wir auch, ohne Eindrücke empfangen zu haben, wirkliche Naturgedanken frei erzeugen.“ Ein Anderer entgegnet: „Es ist viel gewagt, die Natur so zusammenzusetzen zu wollen; sie ist ja vielmehr das Erzeugniß eines Einverständnisses unendlich verschiedener Wesen, der Berührungspunkt unzähliger Welten.“ Ein Dritter meint: „Laß es gewagt sein; so wird

III

man Ausleger der Natur. Aber man versteht sie erst, wenn man ihre Geschichte erkennt. Sie ist kein Mechanismus, sondern ein Geist der Vorzeit und Zukunft, der eine Geschichte hat.“ „Nur die Dichter haben es gefühlt, nur ihr tiefer blickendes Auge hat es gesehen, in dem Zusammentreffen der Zufälligkeiten . . . Man beschuldigt die Dichter der Uebertreibung und hält ihnen ihre bildliche, uneigentliche Sprache gleichsam nur zu gute, ja man begnügt sich ohne tiefere Untersuchung ihrer Phantasie jene wunderliche Natur zuzuschreiben, die manches sieht und hört, was andere nicht sehen und hören, und die in einem lieblichen Wahnsinn mit der wirklichen Welt nach ihrem Belieben schaltet und waltet; aber mir scheinen die Dichter noch bei weitem nicht genug zu übertreiben, nur dunkel den Zauber jener Sprache zu ahnden und mit der Phantasie nur so zu spielen, wie ein Kind mit dem Zauberstabe seines Vaters spielt . . . Drückt nicht die ganze Natur, so gut wie das Gesicht und die Geberden, der Puls und die Farben den Zustand eines jeden der höheren, wunderbaren Wesen aus, die wir Menschen nennen? Wird nicht der Fels ein eigenthümliches Du, eben wenn ich ihn anrede? Und was bin ich anders als der Strom, wenn ich wehmütig in seine Wellen hinabschau und die Gedanken in seinem Gleiten verliere? Nur ein ruhiges, genußvolles Gemüth wird die Pflanzenwelt, nur ein lustiges Kind oder ein Wilder die Thiere verstehen.“ Zu einem Kriti-

cismus bekennt sich Novalis und versteht darunter eine Lehre, die ihn beim Studium der Natur auf das eigene Ich, auf innere Beobachtungen und Versuche, und beim Studium des Ich auf die Natur, auf äußere Beobachtungen und Versuche verweist. „Diese Lehre — fährt er fort — läßt uns die Natur oder Außenwelt als ein menschliches Wesen ahnen; sie zeigt, daß wir Alles nur so verstehen können und wollen, wie wir uns selbst und unsere Geliebten, uns und euch verstehen. Jetzt sehen wir die wahren Bande der Verknüpfung von Subjekt und Objekt, sehen, daß es auch eine Außenwelt in uns giebt, die mit unserm Innern in einer analogen Verbindung wie die Außenwelt außer uns mit unserm Aeußeren steht, und jene und diese so verbunden sind wie unser Inneres und Aeußeres; daß wir also nur durch Gedanken das Innere und die Seele der Natur vernehmen können, wie nur durch Sensationen das Aeußere und die Körper der Natur.“

Die Kraft, welche das Geheimniß der Dinge uns erschließt und also die Welt uns vertraut, harmonisch, wenn auch nicht verständig-klar macht, ist nach Novalis die Poesie; und so ist ihm Romantik die eigentliche Poesie. „Je persönlicher, lokaler, temporeller, eigenthümlicher ein Gedicht ist, desto näher steht es dem Centro der Poesie. Ein Gedicht muß ganz unerschöpflich seyn wie ein Mensch und ein guter Spruch.“ „Die Kunst auf eine an-

III*

genehme Art zu befremden, einen Gegenstand fremd zu machen und doch bekannt und anziehend, das ist die romantische Poetik.“ „Der Sinn für Poesie hat viel mit dem Sinn für Mysticismus gemein; er ist der Sinn für das Eigenthümliche, Personelle, Unbekannte, Geheimnißvolle, zu Offenbarende, das Nothwendig-Zufällige. Er stellt das Undarstellbare dar; er sieht das Unsichtbare, fühlt das Unfühlbare. Kritik der Poesie ist ein Unding; es ist schon schwer zu entscheiden, ob etwas Poesie sey oder nicht. Der Dichter ist wahrhaft sinnberaubt, dafür kommt alles in ihm vor. Er stellt im eigentlichsten Sinne das Subject vor: Gemüth und Welt. Daher die Unendlichkeit eines guten Gedichts, seine Ewigkeit. Der Sinn für Poesie hat nahe Verwandtschaft mit dem Sinn der Weissagung und dem religiösen Sinn, dem Wahnsinn überhaupt. Der Dichter ordnet, vereinigt, wählt, erfindet, und es ist ihm selbst unbegreiflich, warum gerade so und nicht anders.“

Selbst wo das Geheime sich nicht in künstlerischer Gestaltung offenbart, sondern nur dunkel geahnt wird, zieht es unsern Dichterphilosophen mächtig an. Daher seine Neigung für das Unbegreifene, mystisch Tiefsinnige, traumhaft Verschwommene und Phantastische, weniger Plastische, als Stimmungsvolle und Musikalische. „Begreifen“ — er kann dies Wort nicht mit dem Gefühl der höchsten Verehrung aussprechen, und eine Abfertigung der einseitigen Verstandesphilosophie liegt

in dem kühnen Worte: „Ganz begreifen werden wir uns nie, aber wir werden und können uns weit mehr als begreifen.“ Dies „Mehr als begreifen“ wird sogar behindert durch das Begreifen; und so meint Novalis: „Vielleicht habe ich meine glücklichen Ideen dem Umstande zu danken, daß ich einen Eindruck nicht vollkommen gegliedert und durchgängig bestimmt empfangen, sondern durchdringend in Einem Punkte, unbestimmt und absolutfähig.“ Die romantische Vorliebe für das Unbestimmte wird auch durch folgende Aussprüche treffend gekennzeichnet: „Stimmungen, unbestimmte Empfindungen, nicht bestimmte Empfindungen und Gefühle machen glücklich. Man wird sich wohl befinden, wenn man keinen besonderen Trieb, keine bestimmte Gedanken- und Empfindungsreihe in sich bemerkt.“ „Es lassen sich Erzählungen ohne Zusammenhang, jedoch mit Association, wie Träume, denken; Gedichte, die bloß wohlklingend und voll schöner Worte sind, aber auch ohne allen Sinn und Zusammenhang, höchstens einige Strophen verständlich, wie Bruchstücke aus den verschiedenartigsten Dingen. Diese wahre Poesie kann höchstens einen allegorischen Sinn im Großen und eine indirekte Wirkung wie Musik haben. Darum ist die Natur so rein poetisch wie die Stube eines Zauberers, eines Physikers, eine Kinderstube, eine Polter-Vorratskammer.“ „Ein Märchen ist wie ein Traumbild ohne Zusammenhang. Ein Ensemble wunderbarer Dinge und Be-

gebenheiten, z. B. eine musikalische Phantasie, die harmonischen Folgen einer Aeolsharfe, die Natur selbst.“

Diesen Zug zum Unklaren, Geheimnißvollen sehen wir nun zweierlei Richtungen einschlagen: einen gefährlichen Pfad, auf den sich die Mitglieder der romantischen Schule mehr oder weniger verirrt haben; und einen Weg, der zu kostbaren Schätzen, zu künstlerischen und philosophischen Offenbarungen führen kann. Jenes wirre Phantasiren, das dazu beigetragen hat, alle Romantik in Verruf zu bringen, jenen Mangel an künstlerischer Besonnenheit und plastischer Gestaltungskraft, den theoretische Wortführer der romantischen Schule in ihrer Vermessenheit sogar zur Tugend stempelten, geißelt Carrière mit vollem Rechte: „Die Romantik stellt sich in Gegensatz mit der Prosa der Lebenswirklichkeit, mit der verständigen Aufklärung; dadurch wird ihre vom Verstande gelöste Phantasie zur Phantastik. Statt in der Dichtung einen wohlgeordneten Plan auszuführen, in stetigem Zusammenhang die Handlung zu motiviren, Charaktere zu zeichnen voll Mark und Nachdruck, denen es Ernst mit sich selbst und ihrer Sache ist, wird willkürlich Szene an Szene gereiht, und spricht sich der Poet am liebsten in Gestalten aus, die gleich ihm selber über alles hinaus sind und das gestaltlos Unendliche mit Sehnen und Träumen im stillen Säuseln des Geistes hegen und

pflegen.“ Friedrich Schlegel sagt geradezu: „Es ist der Anfang aller Poesie, den Gang und die Gesetze der vernünftig denkenden Vernunft aufzuheben und uns wieder in die schöne Verwirrung der Phantasie, in das ursprüngliche Chaos der menschlichen Natur zu versetzen, für das es kein schöneres Symbol giebt, als das Gewimmel der alten Götter.“

Eine bedenkliche Richtung in der That. In dessen ist ihr Novalis verhältnißmäßig wenig verfallen. Sinegen hat gerade er die gediegensten Schätze gehoben aus den dunkeln Tiefen der Träumerei und Mystik. Sein Phantasieren gestaltet sich zu einer Entdeckungreise in unbekannte Gebiete, und ihn segnet dabei der Stern des Genius. So geräth er auf den Einfall, durch Selbstbeobachtung müsse sich eine „Erfindungskunst“ feststellen lassen, eine „Phantastik“, die sich zur Phantasie verhalte, wie die Logik zum logischen Denken. Daß der Phantasie ein Entdeckertalent, und nicht bloß auf künstlerischem Gebiete, innewohnt, daß daher der phantasiebegabte Kopf in der Inventio dem nüchternen überlegen ist, hat ein Sachverständiger wie Schopenhauer bestätigt, indem er den Phantasielosen mit der Schnecke vergleicht, die am Felsen klebt, während der phantasievolle Forscher wie ein Flügeltier sich aufschwingt, die weite Runde überschaut und wählen kann zwischen einer Fülle von Möglichkeiten.

Die Phantasie ist ein Reich der Schrankenlosigkeit. Sollte sie nicht deswegen geeignet, ja berufen sein, die begriffliche Forschung, welche sich auf das unendliche All richtet, zu ergänzen? Das Schrankenlose fordert vom Menschengeniste eine schrankenlose Kraft, dem Begreifen setzt es ein Incommensurables entgegen, das wir nur im Gleichniß, mit der Poesie, mit der Stimmungskunst annähernd bewältigen können. Trüge Novalis dazu bei, dieser Wahrheit neue Geltung zu verschaffen, er brächte unsere Naturwissenschaft und Philosophie vielleicht davon ab, mit verhängnißvoller Einseitigkeit dem sogenannten exakten Verfahren zu huldigen. Dies Forscherverfahren geht darauf aus, alles Unklare, Geheimnißvolle aus der Weltanschauung zu entfernen, lediglich den scharfen Begriff gelten zu lassen, womöglich nur mit Maaß und Gewicht, mit Hebeln und mit Schrauben, jedenfalls mit sinnlichen Waffen, der Natur Offenbarungen abzurufen. Der Charakter des angewandten Mittels wirkt stets auf das Ergebnis gestaltend ein. Wer mit Definition, Mathematik, Physik und Chemie die Allfülle zu erfassen sucht, wird auch entsprechende Begriffe, Größe, Bewegung, Kraft und Stoff, ernten. Damit aber hat er keineswegs die Allfülle genügend erfaßt, sondern einseitiges Stückwerk. Durch die unfeinen Maschen seines Netzes schlüpft geheimes Gewimmel hindurch, das für die Weltanschauung doch nicht verloren zu gehen brauchte. Nicht bloß durch Ge-

sicht, Gehör, Gestalt, Geruch, Geschmack wirkt ja das All auf den Menschen; auch die Art, wie er es in unmittelbarer Empfindung, innerlich, seelisch erlebt, und wie er es mit der Phantasie in Gleichnissen abzubilden sucht, hat einen Erkenntnißkern. Nicht in einer einzigen Richtung der Geistesthätigkeit hat der Wahrheitsucher vorzudringen; nur wer vielseitig, mit allen Organen, universal arbeitet, vermag ein annäherndes Bild vom Universum zu gewinnen. Mit der Naturforschung und Philosophie haben sich also Poesie und Religion zu verbinden; erst aus dieser Harmonie wird die rechte Weltanschauung geboren. „Die Poesie ist der Held der Philosophie. Die Philosophie erhebt die Poesie zum Grundsatz; sie lehrt uns den Werth der Poesie kennen. Philosophie ist die Theorie der Poesie; sie zeigt uns, was die Poesie sey; daß sie Eins und Alles sey. Die Trennung von Philosoph und Dichter ist scheinbar und zum Nachtheil beider. Es ist ein Zeichen einer Krankheit und krankhaften Constitution.“ „Religion und Kunst stehen neben einander wie zwei befreundete Seelen, deren innere Verwandtschaft, ob sie sie gleich ahnen, ihnen doch noch unbekannt ist.“ Die Idee einer harmonischen Verschmelzung aller Regungen des menschlichen Geistes spielt eine leitende Rolle in der ganzen Romantik. Aus dem Namen „Roman“, der ursprünglich eine romanische Erzählung bedeutet, wurde die Bezeichnung für eine abenteuerliche phantastische

Prosa=Dichtung und schließlich für das, was Friedrich Schlegel in Goethes „Wilhelm Meister“ fand: für die Summe alles Poetischen, einen Spiegel der ganzen umgebenden Welt, ein eposartiges Bild des Zeitalters. „Die Bestimmung der romantischen Poesie — sagt Schlegel — ist nicht bloß, alle getrennten Geltungen der Poesie wieder zu vereinigen und die Poesie mit der Philosophie und Rhetorik in Berührung zu setzen; sie will und soll auch Poesie und Prosa, Genialität und Kritik, Kunstpoesie und Naturpoesie bald mischen, bald verschmelzen, die Poesie lebendig und gesellig und das Leben und die Gesellschaft poetisch machen, den Witz poetisieren und die Formen der Kunst mit gediegenem Bildungsstoff jeder Art anfüllen und sättigen und durch die Schwingungen des Humors befeelen.“

In der Richtung dieses Wegweisers ging auch Novalis; und ich stimme Adam Müller bei, wenn er von ihm sagt: „Eben die sichtbare, durch alle seine wunderbaren Werke hervorleuchtende Zubecksicht, daß alle tausendfarbigen Erscheinungen der Wissenschaft und Kunst mit ihren unendlichen Reflexen endlich in einem Brennpunkt zusammenstrahlen müssen und daß dieser auf die Stelle hinfallen würde, auf der der Dichter steht, diese endliche notwendige Verklärung der eigensten irdischen Gegenwart erhebt Novalis über alle Freunde, die gemeinschaftlich mit ihm wirkten.“ Nach Novalis gehören Künstler, Philosoph und Priester innig zusammen —

wie er denn in seiner Person, diese Berufe zu ver-
 schmelzen suchte. In einem bereits angeführten
 Ausspruche bedauert er die „Trennung von Philo-
 soph und Dichter“, die „zum Nachtheil beider“ er-
 folge. Ferner sagt er: „Dichter und Priester
 waren im Anfang Eins, und nur spätere Zeiten
 haben sie getrennt. Der ächte Dichter ist aber
 immer Priester so wie der ächte Priester immer
 Dichter geblieben, und sollte die Zukunft nicht den
 alten Zustand der Dinge wieder herbeiführen? Jener
 Repräsentant des Genius der Menschheit dürfte
 leicht der Dichter **katexochen** sein.“ So hat denn
 der Dichter als solcher mitzureden in Religion und
 Philosophie; er hilft die Unnatur erschließen. Wenn
 der Dichter die Natur beseelt und personificirt, so
 ist er kein Phantast, sondern erkennender Philosoph;
 denn das Universum ist ein „Universaltröpchen des
 Geistes und der Mensch eine Analogien-Quelle für
 das Weltall.“ So ist auch die Stimmung, die der
 Dichter von den Naturscenen empfängt, kein bloß
 subjektives Gebilde; vielmehr muß dem innern Zu-
 sammenstimmen auch in der Natur eine gewisse Ein-
 heit entsprechen; und so hilft die Stimmung zum
 Verständniß der Natur, wie die „Lehrlinge zu Sais“
 schließlich einsehen.

Unsere naturwissenschaftliche Weltanschauung ist
 von solchen Ideen noch weit entfernt; um so nöthiger
 scheint es mir, den romantischen Universalismus
 neu zu betonen und die betreffenden Gedanken eines

Novalis nicht als geistreiche Launen und Spiele-
reien zu betrachten, sondern als Wahrheitskeime, die
künftig noch herrliche Früchte tragen können. Mir
scheint, nicht bloß für die Kunst, auch für die
Philosophie ist es zu bedauern, daß die Romantik
des 19. Jahrhunderts durch ihre Auswüchse und
Verirrungen sich so schnell zu Grunde gerichtet hat.
Der Zeitgeist warf sich der schroffen Antithesis in
die Arme und gelangte zu einem einseitig natur-
wissenschaftlichen Weltbilde, das im Bunde mit
praktischem Materialismus die Gemüther trostlos
verödete. Ein Philosoph, der gegen diese „Nacht-
ansicht“ eine harmonische, ziemlich romantische
„Tagesansicht“ auspielte, Gustav Theodor Fechner,
blieb bisher ein Prediger in der Wüste, an dem man
eigentlich nur die naturwissenschaftlichen Leistungen
anerkannte. Indessen scheint nunmehr das Bewußt-
sein überhand zu nehmen, daß eine naturwissenschaft-
liche Auflösung der Annatur in lauter bestimmte,
klare Grundverhältnisse auf Entstellung des Sach-
verhalts hinausläuft, daß der Wahrheitsucher viel-
mehr mit dem Geheimniß seine Weltanschauung zu
begrenzen, mit dem Geheimniß innig zu durchweben
hat. Soll die Weltanschauung nicht den Vorwurf
der Unehrllichkeit oder Beschränktheit verdienen, so
muß sie nicht einseitig dem Verstande angemessen
sein, sondern Raum für ein Gemüthsleben haben,
das in Stimmungen, in religiöser und künstlerischer
Gestaltung das große Geheimniß würdigt.

Die Romantiker versuchte dies. Was sie nun im Geheimniß ahnte, war nichts Unheimliches; dafür empfand sie zu optimistisch. Das Geheimniß galt ihr für ein verborgenes Heil, auf das man sich freuen darf, wie das Kind auf das unbekannte Weihnachtsgeschenk. So gelangte sie zu ihrem eigenthümlichen Gemüths-Idealismus, der fast aus Prinzip unklar ist und sich scharf, daher mit Abneigung unterscheidet von dem Begriffs-Idealismus eines Schiller. Das hinschweifende Gefühl, das sonst als bloßer Führer, als Mittel zum Zweck betrachtet wird, gilt als Selbstzweck. „Nur wer die Sehnsucht kennt“, nur wer ihre süßen Schauer gekostet hat, kann das Schwelgen in dämmernden Ahnungen verstehen, diese Sehnsucht, die ewig sein möchte, daher bestimmte, greifbare Ziele scheut und sich immer aufs Neue zu verschwommenen Fernen wendet. Das Blau des endlosen Himmels, das Blau der Hügel weit hinten am Horizont, die „blaue Blume“, die irgendwo im Geheimen blüht — das sind recht bezeichnende Sinnbilder dieser romantischen Schwärmerei.

Die „blaue Blume“, wie sie Novalis im Ofterdingen“ schildert, bedeutet das Ideal der romantischen Sehnsucht. Der Auserwählte träumt von ihr, bevor er sie noch erblickt hat; aus den Tiefen des Gemüths, wie eine Offenbarung, steigt die Ahnung von ihr empor. Ruheloses Verlangen treibt nun den Träumer auf die Suche nach der Wunder-

Blume. Er ahnt sie bald hier bald dort, doch sie läßt sich nicht finden. Manchmal erscheint sie für ein Weilchen inmitten anderer Blumen, grüßt mit ihrem blauen Schimmer und spendet entzückenden Duft; doch im nächsten Augenblicke ist sie wieder verschwunden. Erfüllung ist sie niemals, immer nur Lockung — wie das Ideal überhaupt, nach dem man sich ewig sehnt, dem man sich auch nähern, in dessen Anschauen man Trost, Ahnung heiligen Glückes empfinden kann, das aber in unendlicher Ferne verharrt, niemals sich voll verwirklichen läßt.

Eine feine, wahre, wenn auch nicht erschöpfende Deutung der „blauen Blume“ findet sich in Spielhagens Roman „Problematische Naturen“. „Sie erinnern sich doch der blauen Blume in Novalis' Erzählung? Die blaue Blume! Wissen Sie, was das ist? Das ist die Blume, die noch keines Menschen Auge erschaute, und deren Duft doch die ganze Welt erfüllt. Nicht alle Creatur ist fein genug organisiert, diesen Duft zu empfinden; aber die Nachtigall ist von ihm berauscht, wenn sie beim Mondenschein oder in der Dämmerung des Morgens singt und klagt und schluchzt, und all die närrischen Menschen waren es und sind es, die früher und jetzt in Prosa und Versen dem Himmel ihr Weh und Ach klagten und klagen, und noch Millionen dazu, denen kein Gott gab, zu sagen, was sie leiden, und die in ihrer stummen Dual zum Himmel

blicken, der kein Erbarmen hat. Ach, und aus dieser Krankheit ist keine Rettung — keine, als der Tod. Wer nur einmal den Duft der blauen Blume eingefogen, für den kommt keine ruhige Stunde mehr in diesem Leben. Als wäre er ein verruchter Mörder, als hätte er den Herrn von seiner Schwelle gestoßen, so treibt es ihn weiter und immer weiter, wie sehr ihn auch seine wunden Füße schmerzen und es ihn verlangt, das müde Haupt endlich einmal zur Ruhe zu legen. Wohl bittet er, von Durst gequält, in dieser oder jener Hütte um einen Labetrunk, aber er giebt den leeren Krug ohne Dank zurück, denn es schwamm eine Fliege in dem Wasser, oder das Gefäß, und wäre es Asbest, war nicht reinlich, und so oder so — Erquickung hatte er sich nicht getrunken. Erquickung! Wo ist das Auge, in das wir einmal geschaut haben, um nie wieder in ein anderes, glänzenderes, feurigeres schauen zu wollen; wo ist der Busen, an dem wir einmal ruhten, um nie wieder das Pochen eines anderen, wärmeren, liebedurchglühteren Herzens hören zu wollen? Wo? ich frage Sie, wo?“ — „Die Liebe, lautet die Antwort, ist der Duft der blauen Blume, der, wie Sie vorher sagten, die ganze Welt erfüllt und in jedem Wesen, das Sie von ganzem Herzen lieben, haben Sie die blaue Blume gefunden.“ — „Sie lösen so doch das Räthsel nicht, klingt es traurig zurück; denn eben die Bedingung, daß wir von ganzem Herzen lieben müssen,

können wir ja nicht erfüllen. Wer von uns kann denn noch mit ganzem Herzen lieben? Wir alle sind so abgehebt und müde, daß wir weder die Kraft noch den Muth haben, die zu einer wahren, ernstest Liebe gehören, zu jener Liebe, die nicht ruht und rastet, bis sie jeden Gedanken unseres Herzens, jeden Blutstropfen unserer Adern sich zu eigen gemacht hat."

Von dieser tiefen, verzehrenden Liebe, von dieser ewigen Sehnsucht nach der blauen Blume lebte in Novalis so viel, daß Georg Brandes in ihm geradezu „das romantische Gemüth“ erblickt. Wenn nun Gemüth und Schicksal zwei Namen für ein und denselben Begriff sind, so werden wir in Novalis Schicksal wichtige Aufschlüsse über das romantische Gemüth finden.

* * *

Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft läßt sich vielleicht insofern erweitern, als man auch die menschliche Individualität als ein Wesen betrachten darf, das dauernd besteht und nur wechselnde Erscheinungsformen zeigt. Dann wäre das Individuum bereits vorhanden, ehe es in Menschengestalt geboren wird, wie es auch nach dem leiblichen Tode noch bestände. Wir können diese beiden Erscheinungsformen des identischen Wesens die einströmende und die ausströmende Individualität

nennen. Wird die ausströmende Individualität durch die eigenartigen Werke, die der Mensch hinterläßt, durch seinen Thatenleib getreulich ausgedrückt, so würden unter der einströmenden Individualität all die eigenartigen leiblich=geistigen Lebensquellen zu verstehen sein, deren Zusammenfluß den Menschen bildet. Wir würden den spätern Menschen bereits in diesen Einflüssen suchen und also, um ihn zu verstehen, erforschen müssen, was in ihn überging von seinen Vorfahren, seiner Umgebung, der Gemüthsatmosphäre des Elternhauses, dem Familienverkehr, den Erziehungsanstalten, der Freundschaft, den Verhältnissen und Ideen des Zeitalters.

Ueber die einströmende Individualität unseres Dichterphilosophen hat nun eine ihm verwandte Dame aus den Quellen des Familienarchivs feinsinnige Aufschlüsse gegeben, welche in erster Linie, neben den Biographien von Tieck und Just, Schubart, Bing und Anderen, der folgenden Darstellung zu Grunde liegen.

Der als Schriftsteller sich Kobalis nennt — nach einer Seitenlinie seiner Familie — hieß im bürgerlichen Leben Friedrich Leopold von Hardenberg und wurde geboren am 2. Mai 1772 zu Oberwiederstedt in der Grafschaft Mansfeld auf dem Gute seines Vaters Heinrich Ulrich Erasmus von Hardenberg, als zweiter Sohn aus dessen Ehe mit Auguste Bernhardine geb. von Bölzig.

Der Vater war eine kraftvolle, feurige, ja

leidenschaftliche Natur, ein unermüdet thätiger Mann von derbem, biedern Wesen. Im Jahre 1738 geboren, in Schulpforta und Göttingen unterrichtet, hatte er sich dem Bergfach gewidmet, jedoch auf Wunsch seines Oheims eine Stellung in der Hofkanzlei zu Hannover angenommen, hierauf als Officier am siebenjährigen Kriege sich bethätigt und nach dem Frieden das Gut Wiederstedt bewirthschaftet. Später wurde er Salinen = Director. Nobalis Mutter war seine zweite Frau. Mit der ersten Frau hatte er recht glücklich gelebt. Daher erschütterte ihn ihr Tod (1769) auf das Tiefste. Eine Blatternepidemie hatte sie nebst vielen Bewohnern des Dorfes Wiederstedt dahingerafft. Die Leute waren muthlos, keiner wollte den Kranken nahen, die Toten berühren. Da griff der thatkräftige, fromme Mann ein, pflegte die Kranken und legte eigenhändig die Toten in die Särge. Unter dieser Anspannung wichen die Geister der Trauer und hinterließen nur eine starke religiöse Erschütterung. Da wir etwas von des Vaters Wesen in Nobalis wiederfinden werden, so sei ein Stück Selbstbiographie des alten Hardenberg angeführt: „Nach einem sehr weltlichen Leben erwachte ich zuerst 1769 durch eine sehr heftige Erschütterung beim Tode meiner Frau und empfand eine heftige Unruhe über den Zustand meines Herzens. Die fromme Erziehung meiner seligen Mutter hatte mir principia eingeflößt, welche mir

schon in zarten Jahren starke Eindrücke in meine Seele gemacht, und diese hatte mir der langmüthige Gott auch während meines Gehens in der Irre erhalten. Sie wachten nun wieder auf und machten mir vielen Kummer. Ich sah den traurigen Tod meiner Frau als eine besondere Strafe Gottes an und wünschte sehnlich, über die Frage belehrt zu sein: „Was soll ich thun, daß ich selig werde?“ Mein erster Gedanke war: ich will mich bessern und durch einen strengen Wandel das wieder gut machen, was ich in meiner Jugend versäumt habe. Ich fühlte wohl, daß ich damit meine Schuld nicht abtragen könnte, und diese Ueberzeugung trieb mich zu dem einigen Grunde unsrer Hoffnung, zum Verdienst Jesu Christi. Auf dieses setzte ich ein festes Vertrauen und meine einzige Zuflucht in meiner Sündennoth, und dieser Trost ward kräftig in meiner Seele. Allein ich verlor ihn oft, wenn ich durch vergebliche Bemühungen in meiner Besserung niedergeschlagen wurde. So viel Mühe ich mir gab, so sehr überzeugte mich meine traurige Erfahrung, daß ich nur die groben Ausbrüche der Sünde vermied, aber der unglückliche Stoff blieb und ließ bei jeder Versuchung zur Sünde ihren Sieg befürchten. In der Zeit bekam ich die Schriften des englischen Methodistenpredigers Dodridge zu lesen, und der brachte mich von Neuem in das Selbstwirken. Ich folgte ganz seinem Plane und ergab mich Gott meinem Herrn auf recht solenne

IV*

Weise durch ein schriftliches Bündniß, welches ich alle Mal erneuerte, wenn ich zum heiligen Abendmahle ging. Allein eben so oft sah ich zu meinem Entsetzen, daß ich keinen Schritt weiter kam, sondern ich mußte mich immer mit dem innerlichen Gang zur Sünde quälen. Dies machte mir denn viele Zweifel, ob auch mein Glaube rechter Art sei, und ob ich mich mit Grund des Verdienstes meines Heilands getrösten dürfe. Daß unser Glaube ohne Werke todt sei, war mir ein fürchterlicher Satz, und weil ich diese Werke bei mir nicht fand, so war der daraus folgende Schluß traurig genug für mich. Schon zu der Zeit ward ich mit einem Freunde der Brüdergemeinde bekannt, dem ich hierüber meine Gedanken klagte, aber seine Antwort wollte mir damals noch nicht schmecken . . ." Hier bricht leider das Bekenntniß ab. Die erwähnte Herrenhuter-Brüdergemeinde übte einen mildernden Einfluß auf den heftigen Mann aus.

Und nun trat auch insofern in seinem Leben ein Wendepunkt ein, als er seine zweite Frau kennen lernte. Das junge Mädchen saß bei Hardenbergs Mutter am Tische, und er fragte sie, wie sie denn mit Vornamen heiße. Auf ihre Antwort „Bernhardine“, meinte er, das sei ein Name, bei dem einem Zeit und Weile lang werde; ob sie denn nicht noch einen habe? „Auguste heiße ich außerdem.“ „Nun gut, dann nenne ich Sie Auguste“, entgegnete Hardenberg. Sie fühlte sich sehr ge-

fränkt, daß er ihren Namen änderte; aber sein bestimmtes, festes Wesen hatte einen tiefen Eindruck gemacht. Wenige Wochen später warb er um ihre Hand, und 1770 fand die Hochzeit in Wiederstedt statt. Diese Erzählung ist bezeichnend für das ganze Verhältniß zwischen Hardenberg und seiner zweiten Frau. Sein Wille herrschte so völlig, daß die Frau fast willenlos erscheint. Dabei war die Ehe glücklich. Von Natur hingebend und liebevoll, war Frau Auguste unterwürfig gegen den Mann und bis zur Schwäche nachsichtig gegen die Kinder, deren Fehler sie vor dem strengen Vater möglichst verbarg. Das erste Kind war Karoline, im Mai 1771 geboren, das zweite erblickte ein Jahr später das Licht der Welt; es war Friedrich, der spätere Novalis. Ihm folgen noch neun Geschwister.

Mit seiner Mutter verband ihn eine beiderseits überaus zärtliche Liebe, während er vor dem Vater eine Scheu empfand, die später in einen gewissen Mangel an Vertrauen ausartete. Hatte er vom Vater den tiefen Lebensernst, den lautern Charakter und das starke Ringen nach religiöser Überzeugung ererbt, so muß man von der geistig fein organisierten Mutter sagen, daß ihr Gemüt, auch ihre dichterische Thätigkeit sich in Novalis zur herrlichsten Frucht entfaltete.

Von der örtlichen Umgebung, in der das Kind aufwuchs, berichtet die Biographie, der wir gern folgen: „Das alte Haus in Wiederstedt war eben=

sowohl geeignet, Träumereien zu befördern, wie auch als Tummelplatz fröhlicher Kinder zu dienen. Wie schön spielte es sich in dem dämmerigen großen Hausflur, in den langen Gängen, auf der stelnernen Wendeltreppe mit den kleinen runden Fensterscheiben, durch welche das Licht so seltsam gebrochen hereinfiel, und welche vom Thurm herab durch die kleine verborgene Thür in den engen Hof geleitete, wo eine Menge alter hochstämmiger Fliederbäume im Frühling so köstlich blühten. Dann das eigentliche alte Kloster, freilich jetzt in eine Scheune verwandelt, mit den schönen Fensterbogen, von Weinranken umzogen, und Haus und Hof belebt von den Spukgeschichten, die die alte Kinderfrau so schön zu erzählen mußte! Fürwahr, es war eine fröhliche Kinderzeit, ein glückliches Leben; und das war ganz der Ort, auf die Phantasie des Knaben einzuwirken; während er auf der andern Seite im Verkehr mit den Dorfbewohnern, welche zum größten Theil Bergleute waren, früh in ein ernstes, mühsames und gefahrvolles Leben blickte.“

Wie wir in dieser Schilderung lauter Umstände finden, die das romantische Gemüt zu wecken besonders geeignet waren, so konnten auch die Ansichten und starken Gefühle des Vaters nicht umhin, das Kind in dieser Richtung zu beeinflussen. Was Novalis in der „Sehnsucht nach dem Tode“ zum Ausdruck bringt, klingt wie ein geistliches Vermächtnis-

nis des alten Hardenberg; ich erinnere besonders an die Strophe:

„Was sollen wir auf dieser Welt
Mit unsrer Lieb und Treue?
Das Alte wird hintangestellt:
Was soll uns denn das Neue?
O, einsam steht und tiefbeträbt,
Wer heiß und fromm die Vorzeit liebt.“

So ungefähr drückte wohl der Alte seinen heiligen Groll über die pietätlosen Umsturzbestrebungen, die von Westen kamen, aus. Und dann mag der künftige Dichter mit Ehrfurcht die hohe Gestalt betrachtet und sie idealisirt haben zu einem Glaubenshelden der guten alten Zeit. Im Liede der Kreuzfahrer, in der dumpfen, grimmigen Klage des heiligen Grabes, im Sturme, der nachts die trägen Schläfer aufstört, im tobenden Feuereifer des Heeres weht der Geist des alten Hardenberg, als habe er dem Dichter als Modell gedient. Wenigstens sprechen folgende Charakterzüge dafür. Köpke sagt: „Ein ernstes, stilles Leben, eine prunklose, aber wahre Frömmigkeit herrschte hier. Die Familie war der Lehre der Herrnhuter zugethan und lebte und wirkte in diesem Sinne. Der alte Hardenberg, früher ein rüstiger Soldat, eine hohe, ehrwürdige Natur, stand wie ein Patriarch in der Mitte talentvoller Söhne und lieblicher Töchter. Neuerung und Aufklärung waren ihm in jeder Form verhaßt; die alte ver-

kannte Zeit liebte und lobte er, und wenn die Gelegenheit sich bot, konnte er derb und rückhaltslos seine Ansichten aussprechen oder in plötzlichen Jähzorn auflodern.“ Tiedt hörte einst, als er bei Hardenberg zu Besuch war, den alten Herrn im Nebenzimmer in nicht eben glimpflicher Weise schelten und zürnen. „Was ist vorgefallen?“ fragte er besorgt einen eintretenden Bedienten. „Nichts,“ sagte der trocken, „der alte Herr hält Religionsstunde.“

Bei der Abgeschlossenheit, in der das Haus Novalis nach dem religiösen Grundsatz des Oberhauptes lebte, mußten die wenigen Leute, die daselbst verkehrten, von Einfluß auf die Kinder sein. Auf Friedrich machten besonders zwei Verwandte Eindruck: Onkel Bölzig, ein Invalide aus dem siebenjährigen Kriege, der gern vom alten Fritz erzählte und dabei dessen religiöse Duldsamkeit hervorhob; ferner des Vaters Bruder, Wilhelm von Hardenberg, Landcomthur der Deutschritter, ein erfahrener gebildeter Weltmann, ehrenwerth klug und von zärtlicher Anhänglichkeit an Erasmus und seine Familie. Dieser alte Herr, der patriarchalisch empfand und an den Vorzügen des Standes und der Geburt festhielt, wurde in allen häuslichen Verhältnissen zu Rate gezogen und berücksichtigt.

Bis in sein neuntes Lebensjahr galt Friedrich für ein herzensgutes, doch unbegabtes Kind, das nichts lernen wollte und konnte, so emsig man auch nachzuhelfen suchte. Da erkrankte er an der Ruhr,

wurde monatelang an Zimmer und Bett gefesselt, und sieh — ein ganz neuer Mensch verließ die Krankenstube. Nicht nur der Körper hatte sich entwickelt; sein Geist zeigte sich plötzlich munter, gedankenvoll, reich veranlagt. Das Lernen ging wie ein frohes Spiel, und bald waren Schwester Karoline und Bruder Erasmus überflügelt. Der Vater, der nun innige Freude am Söhnchen hatte, nahm es auf Reisen mit, und sein Reisebegleiter, der spätere Kirchenrat Schmidt, nennt um diese Zeit Friedrich aufgeweckt, selbstthätig, originell, geistvoll. In seinen Freistunden las der Knabe am liebsten Gedichte; besonders aber liebte er Märchen; er übte sich auch, welche zu erfinden und den Geschwistern zu erzählen. Ein anderes Spiel, das ebenfalls den angehenden Dichter verräth, setzte er mit seinen beiden älteren Brüdern Jahre lang fort. Jeder von ihnen stellte eine sinnbildliche Gestalt dar, der eine den Genius des Himmels, der zweite den des Wassers, der dritte den der Erde. Sonntag Abends erzählte dann Friedrich den Brüdern die mannigfaltigsten und wunderbarsten Begebenheiten aus diesen drei Reichen.

Der Vater hatte keinen Sinn für solche poetische Neigungen. Da er auch die Lebensfreude der Kinder mit strengem Antlitz überwachte und seine starren Glaubenssätze ohne Rücksicht auf des Zöglings eigenartiges Fühlen und erwachendes Denken aufzuprägen suchte, so verbreitete sich zwischen Fried-

rich und dem alten Hardenberg eine Entfremdung. Ein Freund der Familie, der Kreisamtmann Just, sagt hierüber in dem kurzen Lebensabriß, den er von dem Dichter entworfen: „Seine Eltern waren nach Sinn und Meinung Freunde der Brüdergemeinde und fühlten sich dabei gut und glücklich. War es ihnen zu verdenken, daß sie dieses Gut auch auf ihre Kinder vererben wollten? Mit der ältesten Tochter ward ihr Wunsch erfüllt, nicht so damals mit dem ältesten Sohne. Er sollte von dem Prediger zu Neudietendorf in der christlichen Religionslehre unterrichtet werden. Sein kindlicher Sinn, sein christliches, auch wohl frommes Gefühl hätte dabei seine Rechnung gefunden. Aber sein nun erwachter, hoch emporstrebender, nach Selbstständigkeit und Wissenschaft ringender Geist, wie konnte er sich in die engen Grenzen beschränken lassen, die hier der Glaube dem Forschen und Wissen setzt?“

✓ Hier aber trat der Oheim vermittelnd ein. Er ließ Friedrich auf längere Zeit zu sich nach Lucklum kommen, und die ausgezeichnete Bibliothek sowie der reiche Verkehr im Hause des Landkomthurs trugen so bedeutend dazu bei, den jungen Geist zu weiten, daß sogar der weltmännische Aristokrat den Kopf schüttelte und den Neffen wieder heim schickte. Er schrieb später an den Bruder: „Es ist mir lieb, daß sich Friß wieder findet und ins Gleis kömmt, aus welchem ich ihn gewiß nicht wieder heraus-

nehmen will. Mein Haus ist für seinen jungen Kopf zu hoch gespannt, er wird zu sehr verwöhnt, und ich sehe zu viele fremde Leute und kann nicht verhindern, daß an meinem Tische viel gesprochen wird, was ihm nicht dienlich und heilsam ist.“

Um diese Zeit trat Hardenberg in kurfürstlich-sächsische Dienste als Direktor der Salinen Artern, Kösen, Dürrenberg. Im Jahre 1787 siedelte er nach Weisensfeld über, wo er ein Haus mit Garten kaufte. Nachdem Friedrich durch häusliche Studien sich einen genügenden Reichthum an Kenntnissen erworben und noch ein Jahr lang das Gymnasium zu Eisleben besucht hatte, bezog er 1791 die Universität Jena, um Jura zu studiren. Die geistige Verfassung, in der Novalis diesen wichtigen Lebensabschnitt begann, schildert sein Brief an einen Ungenannten vom Jahre 1799: „So ergeben mein Vater übrigens meinem Oheim war, und so ähnlich in manchen Gefinnungen, so wich er doch in diesem Stück sehr von ihm ab und brachte uns durch Beispiele und Reden eine Verachtung des äußeren Glanzes bei. Er ermahnte uns zum Fleiß, zur Genügsamkeit und äußerte seine Freude, wenn wir unseren Herzen folgten, ohne Rücksicht auf die Meinung der Welt zu nehmen. Er pries uns das Glück einer stillen, häuslichen Lage und bat uns oft, nie aus Rücksichten des Interesses und der Ambition zu handeln und zu wählen. Mein Oheim hing an den Vorzügen des Standes und der Geburt; mein

Vater lächelte über Beides. Ich ging auf Akademieen, von den eiteln Hoffnungen meines Oheims voll und entzündet von dem Verlangen, die große Welt zu betreten. Eine reiche Parthie, hofft' ich, sollte mir den Weg zu diesem Eldorado bahnen, und ich glaubte ein tiefes Studium der Jurisprudenz nicht eben nöthig zu haben. Zum Glück hatte ich von frühen Zeiten an einen unüberwindlichen Hang zu den schönen Wissenschaften bekommen, und dieser hatte schon manche Collision mit meiner Weltlust gehabt. Mein Onkel hatte mir schon oft vergebens das Ridicule eines Schöngelstes gezeigt, und wenn ich auch im Gefühl dieser Lächerlichkeit mich wohl hütete, meine Vorliebe blicken zu lassen, so konnte ich doch im Stillen nicht unterlassen, diese reizenden Beschäftigungen zu verfolgen.“

— Jena war damals die bedeutendste deutsche Hochschule. Unter der Pflege eines Goethe und Karl August hatten glänzende Geister die Lehrstühle inne — ein Reinhold, der österreichische Jesuitenzögling, den die Freiheitsgedanken der josephinischen Zeit und die Lehren Kants begeisterten — ein Fichte, der als armer Knabe vom alten Hardenberg unterstützt, nun seinen Dank durch Förderung des Sohnes zu bethätigen suchte und mit Reinhold die glühende Neigung zur Philosophie in Novalis entzündete — endlich Schiller. Wie überwältigend er auf das für ideale Schönheit so empfängliche Gemüth wirkte, bekunden die Briefe, die Novalis damals an Rein-


hold schrieb. „Stolzer schlägt mein Herz — heißt es zum Beispiel — denn dieser Mann ist ein Deutscher; ich kannte ihn, und er war mein Freund. Wie lebendig wird mir das Andenken an die Stunden, da ich ihn sah, besonders an die, da ich ihn zum erstenmale sah, ihn, das Traumbild der seligsten Stunden meines Knabenalters, da die höhere Macht der Musen und Grazien den ersten herrlichen bleibenden Eindruck auf meine junge Seele machte, und ich mit meinem Ideal in der Phantasie vor Schiller trat und mein Ideal weit übertroffen erblickte. Sein Blick warf mich nieder in den Staub und richtete mich wieder auf . . . Hätt' er nie mit mir gesprochen, nie theil an mir genommen, mich nicht bemerkt, mein Herz wäre ihm unveränderlich geblieben; denn ich erkannte in ihm den höheren Genius, der über Jahrhunderte waltet, und schmiegte mich willig und gern unter den Befehl des Schicksals. Ihm zu gefallen, ihm zu dienen, nur ein kleines Interesse für mich bei ihm zu erregen, war mein Dichten und Sinnen bei Tage und der letzte Gedanke, mit welchem mein Bewußtseyn Abends erlosch . . . Brächte ich einst Werke hervor, die einen innern Werth unabhängig in sich trügen, thät' ich etwas, das einen edlern Ursprung, eine schönere Quelle verriethe, so ist es auch größtentheils Schiller, dem ich die Anlage, den Entwurf zur vollendetern Form verdanke. Er zog in meine Seele die sanften, weichen Linien des Schönen und

des Guten, die meine männlichere Vernunft nur tiefer zu ziehen, nur um die schärfsten Ecken zu weben und zu schwingen braucht, um mein Glück und meine Ruhe auf Ewigkeit zu gründen. Er bietet mir vom Port der himmlischen Vaterwelt die Hände, um die gesunkene Psyche heraufzuheben.“

„Der Erzieher des künftigen Jahrhunderts“ — wie Novalis Schiller nannte — verfehlte nicht auf den Charakter des Jünglings einzuwirken. Ein Leben der strengsten Selbstzucht gedenkt Novalis in Leipzig zu beginnen. „Ich werde in drei Wochen nach Leipzig abgehen und dort nach einer gänzlich veränderten Weise zu leben anfangen. Jurisprudenz, Mathematik und Philosophie sollen die drei Wissenschaften sein, denen ich diesen Winter mich mit Leib und Seele ergeben will und im strengsten Sinne ergebe. Ich muß mehr Festigkeit, mehr Bestimmtheit, mehr Plan, mehr Zweck mir zu erringen suchen, und dies kann ich am leichtesten durch ein strenges Studium dieser Wissenschaften erlangen. Seelenfasten in Absicht der schönen Wissenschaften und gewissenhafte Enthaltbarkeit von allem Zweckwidrigen habe ich mir zum strengsten Gesetz gemacht. ‚Lerne dich selbst erkennen‘ soll mein memento mori sein, und ‚lebe verborgen‘ der Wahlspruch meines praktischen Lebens. Schiller zeigte mir höhere, reizendere Zwecke in dem Studium dieser ernsteren Wissenschaften, für die jeder nur einigermaßen an Kopf und Herz gesunde und un-

verdorbene Mensch sich feurig und lebhaft interessiren muß. Er lehrte mich dem Wink meines Schicksals lauschen und ihm gehorsam sein. Er zeigte mir, daß man könne was man wolle, und daß wahre Größe des Geistes und echte sittliche Schönheit des Charakters mit eingeschränkten Zwecken, wenn man zu höheren Beruf hätte, unverträglich sei! Ich brauche mich auch deswegen nicht an Kopf und Herz von meiner Brodwissenschaft verkümmern zu lassen; Musen und Grazien können immer die vertrauten und nützlichen Gespielen meiner Nebenstunden bleiben, Lieblingen derselben kann immer wärmer mein Herz entgegenschlagen. Ihre Werke werden immer einen unaussprechlichen, Sinn und Geist hinreißenden, über Alles erhabenen Zauber für mich behalten.“

Es spricht aus diesen Worten ein Bewußtsein sittlicher Unfertigkeit und Reue über mangelhaftes Studium. In der That hatten Jenas Studentenkneipen, Mensurhallen und Ballsäle den lebhaftesten Jüngling mehr gefesselt, als dem sittenstrengen Vater angenehm und dem Rechtsstudium förderlich sein konnte. Und dann war es neben der Philosophie auch das erwachte dichterische Interesse, wodurch sich Novalis ungleich stärker gepackt fühlte, als durch das trockene Jus. Vater und Oheim schüttelten bedenklich die Köpfe, als Gedichte mit der Unterschrift v. S—g im „Merkur“ erschienen, und Schiller, hinter den sich der Vater klugerweise steckte,

mußte sein Möglichstes thun, dem jungen Schönggeist das Berufsstudium „wichtig und interessant“ zu machen. Mit welchem Erfolge dies geschah, zeigen die Vorfäße, mit denen Novalis — wie der angeführte  Brief zeigt — nach Leipzig ging (Herbst 1791).

Leipzig war damals jenes „Klein-Paris“, wo nach Schellings Schilderung „der übertriebenste Luxus und die ausgelassenste Sittenlosigkeit selbst bis auf die Kaufmannsbursche herab“ herrschte. Ein schlimmer Boden, um brave Vorfäße zu verwirklichen! Novalis, von dem damals der altkluge Friedrich Schlegel schrieb „es kann alles aus ihm werden — aber auch nichts“, zeigte sich in der Leipziger Zeit als ein schwankender Charakter. Liebe, Freundschaft, Lebensgenuß, Poesie ließen ihn bald das brave Programm und dazu des Vaters Grundsätze derart vergessen, daß er sein Berufsstudium vernachlässigte, und sogar Schulden halber dem Universitätsvorstande angezeigt wurde. Eine junge Leipzigerin, „ein schönes kokettes Ding“, wie Schlegel sagt, verdrehte ihm den Kopf. Sie spielte eine Weile mit ihm, um ihm dann wetterwendisch den Laufpaß zu geben. „Bierzehn Tage — schreibt Novalis — habe ich nicht ordentlich geschlafen, und selbst diesen kurzen Schlaf machten mir lebhaftere Träume peinlich.“ Und wieder überfällt ihn die heiße Sehnsucht, ein Charakter zu werden. Er will sein bisheriges Leben gänzlich ändern, sich in feste Gleise bringen, die ihn zwingen. Soldat will er

werden und bemüht sich in einem ausführlichen Schreiben seinem Vater die Nothwendigkeit klar zu machen, daß er diesen „männlichen“ Beruf ergreife. „Von meiner Leidenschaftlichkeit mußte ich wenig. Ich glaubte nie, daß mich Etwas so allgewaltig in so kurzer Zeit unmerklich ergreifen, mich so in meiner innersten Seele gefangen nehmen könnte. Ich habe nun die Erfahrung gemacht. Bin ich sicher, daß nicht heute oder morgen mich wieder so ein Unfall trifft? Als Soldat bin ich gezwungen, durch strenge Disciplin meine Pflichten gewissenhaft zu thun; überdem sind es größten Theils mechanische Pflichten, die meinem Kopfe und Herzen alle möglichen Freiheiten gestatten; als Civilist, Gott im Himmel! wie würde das mit meinen Geschäften aussehen, wenn solche Pausen von gänzlicher Kopf-abwesenheit kämen. Ich würde Euch, mich selbst und meine Pflichten täuschen, obendrein unglücklich sein und keinen Trost haben. Ich muß noch erzogen werden, vielleicht muß ich mich bis an mein Ende erziehen.“ Natürlich setzte der alte Hardenberg dieser Grille eines noch haltlosen Charakters sein Veto entgegen.

Wohl das bedeutsamste Ergebnis des Leipziger Aufenthalts war die Bekanntschaft, die Novalis mit Friedrich Schlegel machte. Die beiden Naturen waren recht verschieden, jedoch durch gleiche Geistesinteressen eng verbunden und zu gegenseitiger Ergänzung berufen. Schlegel war ein frühreifer, alt-

v

kluger Kopf, an Gemüth unreif, verworren. Mit
 überschwänglichem Selbstgefühl und vornehmer
 Schroffheit stieß er seinen Umgang gewöhnlich ab;
 man bewunderte seinen Verstand und ging ihm aus
 dem Wege. Novalis aber, der sich nach einem
 festen Halte sehnte, schmiegte sich leidenschaftlich an
 den scheinbar überlegenen Charakter an. Die Beiden
 hatten ja auch die Leidenschaft für die Dichtung
 und Philosophie gemeinsam. Ueberdies fühlte sich
 Novalis geschmeichelt durch Schlegels Urtheil, das
 ihm die Gaben zu einem großen Dyrker zuschrieb.
 Schlegel hat aus jener Zeit eine feine Skizze von
 Novalis gegeben, die zugleich den Zeichner selber
 einigermaßen kennzeichnet. Er schreibt an seinen
 Bruder: „Das Schicksal hat einen jungen Mann
 in meine Hand gegeben, aus dem alles werden
 kann. Er gefiel mir sehr, und ich kam ihm ent-
 gegen, da er mir denn bald das Heiligthum seines
 Herzens eröffnete. Ein noch sehr junger *) Mensch von
 schlanker, guter Bildung, sehr feinem Geist, mit
 schwarzen Augen und herrlichem Ausdruck, wenn er
 mit Feuer von etwas Schönerm spricht — die
 schnellste Fassungskraft und Empfänglichkeit. Das
 Studium der Philosophie hat ihm üppige Leichtig-
 keit gegeben, schöne philosophische Gedanken zu bilden;
 er geht nicht auf das Wahre, sondern auf das
 Schöne; seine Lieblingschriftsteller sind Plato und

*) Schlegel war aber nur zwei Monate älter.

↳
Fensterhubs. Mit wildem Feuer trug er mir einen der ersten Abende seine Meinung vor, es sei gar nichts Böses in der Welt, alles nahe sich wieder dem goldenen Zeitalter. Nie sah ich so die Heiterkeit der Jugend. Seine Empfindung hat eine gewisse Reuschheit, die ihren Grund in der Seele hat, nicht in Unerfahrenheit. Denn er ist schon sehr viel in Gesellschaft gewesen (er wird gleich mit jedermann bekannt). Er ist sehr fröhlich, sehr weich und nimmt für jetzt jede Form an, die ihm aufgedrückt wird. Die schöne Heiterkeit seines Geistes drückt er selbst am besten aus, da er in einem Gedicht sagt: Die Natur hätte ihm gegeben, immer freundlich himmelwärts zu schaun.“

Es war die Zeit, da eine gewaltige Ideenbewegung die ganze Kulturwelt erschütterte. Auch unsere jungen Dichterphilosophen von Leipzig wurden gepackt durch die Feuerstrunst der Freiheit, die ihren roten Schein und ihre Funken von Paris herüberwarf. Wie Schlegel nahm Novalis und mit ihm sein Bruder Erasmus Partei für die Revolution, die ihnen wie ein reinigendes Gewitter vorfam; die Ausschreitungen schoben sie auf das französische Naturell. Natürlich dachten der altmodische Vater und der Comthur ganz anders. So geriethen denn alte und neue Generation an einander. „Hier ist der Punkt — schreibt die Biographin aus der Familie Hardenberg. — wo sich uns das Räthsel löst, wie es zugging, daß ein so

v*

treuer, liebevoller Vater wie Hardenberg, dessen Vaterauge auf einem Sohne wie Novalis mit Freude und Stolz hätte beruhen müssen, dennoch mit Mißtrauen und Unzufriedenheit dem Sohne bis zu dessen Tode gegenüber stand. Es war der Kampf zweier Zeiten, der sich im Großen in der Weltgeschichte vollzog, und der sich hier im Kleinen in der einzelnen Familie zwischen diesem Vater und seinen Söhnen nachbildete.“

Um den Sohn aus seinen vermeintlichen Verirrungen herauszureißen, sprach der Vater das Machtwort: Fort aus Leipzig nach Wittenberg, und da wird endlich studirt! — Gut denn, Novalis ging hin hin, sammelte seine Thatkraft und bestand das Examen. Mit Genugthuung schreibt er später von dem Wittenberger Aufenhalte: „Diesem Zeitraume danke ich die Fähigkeit, mit unangenehmen und mühsamen Gegenständen mich anhaltend beschäftigen zu können.“ Novalis, der nach seines Bruders Urtheil „ohne Zweifel eine brillante Rolle auf dem tummelvollen Schauplatz dieser Welt gespielt haben würde“, geht nun (1794) daran, „sich in die anspruchslose Einförmigkeit des bürgerlichen Lebens zurückzuziehen“. In Tennstedt ist er des sächsischen Salinenwesens unter Führung des Kreisamtmanns Just beflissen. Doch er versteht es, sein Amt in den Dienst hoher Ideen zu stellen. „Alles muß Lebensmittel werden. Kunst aus allem Leben zu ziehen: Alles zu beleben ist der Zweck des

Lebens. Lust ist Leben. Unlust ist Mittel zur Lust, wie Tod Mittel zum Leben.“ Daß diese Grundsätze nicht leere Worte blieben, beweist das Zeugniß, das Just, dieser praktische Beamte, seinem jungen Freunde ausgestellt hat: „Ich sollte sein Lehrer und Führer werden, aber er ward mein Lehrer. Nicht nur, daß ich selbst in denjenigen Fächern, wo ich ihn vielleicht durch Erfahrung und Uebung an Kenntnissen übertraf, alle meine Kraft aufbieten mußte, um seinem Forschungsgeiste, der sich mit dem Gemeinen, Bekannten und Alltäglichen nicht begnügte, sondern das Feine, das Tiefe, das Verborgene überall aufsuchte, einige Genüge zu leisten; sondern auch hauptsächlich, daß er mich mit sich fortriß, mich von den Fesseln der Einseitigkeit und Pedanterie, in die ein vieljähriger Geschäftsmann so leicht eingeschmiedet wird, befreite, mich zu vielseitiger Ansicht desselben Gegenstandes nöthigte, mich zu den Idealen, die seinem Geiste immer vor-schwebten, so weit es mir meine Schwerfälligkeit erlaubte, erhob, und den fast entschlummerten ästhetischen Sinn in mir weckte . . . Nichts trieb er oberflächlich, sondern Alles gründlich. Dabei kam ihm die herrliche Anlage, das Gleichgewicht aller Geisteskräfte und die Leichtigkeit, womit er Alles betreiben konnte, vorzüglich zu statten. Ein neues Buch durchlas er in dem vierten Theile des Zeitraumes, den wir anderen Erden söhne dazu nöthig haben. Dann legte er es still bei Seite, als ob

er es nicht gelesen hätte. Wenn nun nach Wochen oder Monaten über dieses Buch gesprochen ward, so war er im Stande, den ganzen Inhalt desselben zu erzählen, die bedeutendsten Stellen anzuführen, über seinen Werth ein bestimmtes Urtheil zu fällen und dabei zu sagen, ob und warum er es dem oder jenem Freunde zum Lesen empfehlen könne, oder nicht. So las er, so arbeitete er, so studirte er — auch die Menschen. Und so war es möglich, daß er in einem so kurzen Leben das leistete, was er geleistet hat.“

✓ Im November 1794 wurde Novalis durch Geschäfte nach Grünningen geführt, und was hier sein Gemüth ergriff, ward sein Schicksal: ein lockiger Mädchenkopf, für den jungen Dichter dasselbe, was Beatrices erster Anblick für Dante war. Die kaum dreizehnjährige Sophie von Rühn, die Stieftochter des jovialen Gutbesizers von Roggentin, kam ihm vor wie die Inkarnation der Poesie. Tieck erzählt: „Der erste Anblick dieser schönen und wunderbar lieblichen Gestalt entschied für sein ganzes Leben, ja man kann sagen, daß die Empfindung, die ihn durchdrang und beseelte, der Inhalt seines ganzen Lebens ward . . . Alle diejenigen, welche diese wunderbare Geliebte unseres Freundes gekannt haben, kommen darin überein, daß es keine Beschreibung ausdrücken könne, in welcher Grazie und himmlischen Anmut sich dieses überirdische Wesen bewegt, und welche Schönheit sie umglänzt, welche

Rührung und Majestät sie umkleidet habe. Novalis ward zum Dichter, so oft er nur von ihr sprach.“ Das Bild freilich, das er von der Geliebten in seinem Tagebuch entworfen hat, zeigt uns kaum mehr als einen reizenden Backfisch. Doch diese kleine „Rose von Grüningen“ war der Anlaß, um die unendliche Zärtlichkeit und Schwärmerei, die im Herzen des zweiundzwanzigjährigen Dichters angelegt war, zur stürmischen Entfaltung zu bringen. Eine Viertelstunde bestimmte ihn, sich an das Mädchen zu binden. Im Frühling und Sommer des Jahres 1795 verlebte er die seligsten Tage, die Blütezeit seines Lebens, im Verkehr mit der Geliebten und ihrer liebenswürdigen, lebensfrohen Familie. Wie Bing fein bemerkt, macht sich bei seiner Liebe der Zug geltend, nicht bei seinen individuellen Gefühlen stehen zu bleiben, sondern sie zum Idealen, Ewigen zu erweitern. „Es ist die unendliche Idee der Liebe, Spinozas und Binzendorfs Liebe, die sich durch ihn realisiren soll. Dieser Zug ist ihm ganz eigen: so wie er hier seine Liebe zu Sophie als eine allgemeine Liebe faßt, so faßt er später sein Christenthum — und zwar ein Christenthum höchst individueller Färbung — als allgemeine Religion überhaupt.“ Daß in der Liebe zu Sophie das romantische Geheimniß eine Rolle spielte, bekundet folgendes Aphorisma: „Die Frauen sind ein liebliches Geheimniß, nur verhüllt, nicht verschlossen. — Frauen und Liebe trennt nur der

Verstand. Das schöne Geheimniß der Jungfrau, das sie eben so unaussprechlich anziehend macht, ist das Vorgefühl der Mutterschaft, die Ahndung einer künftigen Welt, die in ihr schlummert und sich aus ihr entwickeln soll. Sie ist das treffendste Ebenbild der Zukunft.“

„Es ist die Möglichkeit eines unendlich reizenden Schmerzes da,“ sagt Novalis in einem Gedankenfragment. Für solchen unendlich reizenden Schmerz war sein Gemüth veranlagt. Seine Liebe ist am reinsten und tiefsten, wenn sie leidet. So sehen wir ja auch, daß die religiöse Liebe, die er für seinen Heiland hegt, mit besonderer Innigkeit dessen Leiden betrachtet. „Sollen wir Gott lieben, so muß er hilfsbedürftig sein.“ Auch dieser Gemüthszug sollte für Novalis zum Schicksal werden. Sophie erkrankte, schien vorübergehend zu genesen, begann aber nach einer Operation (sie litt an einem Lebergeschwür) langsam hinzusterben. Novalis, der vom Vater das Jawort zu seiner Verlobung erhalten hatte, lebte „wie ein verzweifelter Spieler, dessen ganzes Wohl und Weh davon abhängt, ob ein Blütenblatt in diese oder jene Welt fällt“. „Ich liebe — so schrieb er — mehr als die spannenlange Gestalt im Raum und liebe länger als die Schwingung der Lebenssaite währt.“ „Ich habe zu Sophie Religion, nicht Liebe.“ „Zufrieden das Nöthigste gethan zu haben, versenke ich mich so tief als möglich in die Fluthen des menschlichen Wissens,

um, so lange ich in diesen heiligen Wellen bin, die Traumwelt des Schicksals zu vergessen. Dort blühen mir allein die Hoffnungen auf, die ich hier verliere; die hiesigen Rückschritte sind dort Fortschritte, das verwundende Schwert wird dort zum beseelenden Zauberstab; die Asche der irdischen Rosen ist das Mutterland der himmlischen; meine Phantasie wächst wie meine Hoffnung sinkt. — Frühzeitig habe ich meine prekäre Existenz fühlen gelernt und vielleicht ist dies Gefühl das erste Lebensgefühl der zukünftigen Welt.“

Am 19. März 1797 erlosch Sophiens Lebenslicht. Novalis schien vor Schmerz zu vergehen und verschloß sich Tage lang vor allen Menschen. „Sie ist gestorben, so sterb ich auch, die Welt ist öde.“ „In tiefer, heitrer Ruhe will ich den Augenblick erwarten, der mich ruft.“ „Ich will fröhlich wie ein junger Dichter sterben.“ Nicht Dolch oder Gift wählte Novalis; vor allem Brutalen empfand er Abneigung. Er tötete sich mit seinem Gemüthe — das ihm ja zum Schicksal ward. Sein Glaube an eine persönliche Unsterblichkeit gewann Felsenfestigkeit, und so ward ihm der Tod ein wohlthuender Freund, der ihn mit der Geliebten auf ewig vereinen will. An der Sehnsucht nach dieser Wiedervereinigung siechte Novalis dahin; nicht Selbstmord, eine Himmelfahrt kann man sein langsames Vergehen nennen. Wenige Wochen nach Sophie war auch noch der liebe Bruder Erasmus gestorben.

Doch während in den dunkeln Tiefen seines Wesens dieser Zug zum Tode wühlte, erschloß sich die obere Region wieder dem Tage und seinem Treiben; Novalis fühlte, daß er dem Leben noch etwas mitzutheilen habe. Er begann aufs Neue zu schaffen, obwohl ihn der Gedanke nicht verläßt: „Ich muß nur immermehr um Ihyretwillen leben: für Sie bin ich nur, für mich und keinen Andern nicht. Sie ist das Höchste, das Einzige. Meine Hauptaufgabe soll sein, alles in Beziehung auf ihre Idee zu bringen.“

„Was fesselt mich an irdische Beschwerden?
Ist nicht mein Herz und Leben ewig Dein?
Und schirmt mich Deine Liebe nicht auf Erden?
Ich darf für Dich der edlen Kunst mich weih'n.
Denn Du, Geliebte, willst die Muse werden,
Der stille Schutzgeist meiner Dichtung sein.“

✓ Im Dezember 1797 begab sich Novalis nach Freiberg in Sachsen, um sich an der Bergakademie dem Studium der Naturwissenschaften zu widmen. Nicht bloß, daß er hier eine Fülle von Kenntnissen und künstlerischen Anregungen in sich aufnahm, sein philosophischer Sinn entwickelte sich zu schöpferischer Kraft in den „Lehrlingen zu Saiz.“ Mit seiner Gesundheit begann es bereits abwärts zu gehen. ✓ Zu Freiberg verkehrte er im Hause des Berghauptmanns von Charpentier, und dessen schöne, fein ge-

bildete Tochter Julie gewann zuerst die Hochachtung, dann die Liebe unseres Dichters. Auch hier wohl gestaltete sich sein Gemüth zum Schicksal. Er war noch nicht mit der Tiefe des reifen Weibes geliebt worden; nun trat ihm diese Liebe entgegen; und von Julies sanftem Wesen, von ihrem Seelenadel, ihrer opferfrohen Barmherzigkeit, wohl auch von ihrer Liebebedürftigkeit gerührt, schloß er ihr sein Herz auf. „Ich sehe mich auf eine Art geliebt, wie ich noch nicht geliebt worden bin. Das Schicksal eines sehr liebenswürdigen Mädchens hängt an meinem Entschlusse“. „Die Erde scheint mich noch viele Zeiten hindurch festhalten zu wollen.“ Novalis beschließt, sich nun ein bürgerliches Glück zu bauen, und verlobt sich mit Julie. „Das Himmlische hatte sich mit dem Irdischen vermählt“. Diese religiöse Idee, die dem Verlöbniß zu Grunde lag, findet einen ergreifenden Ausdruck in dem Gedicht „An Julie“:

„O laß uns treulich ihn verehren,
 So bleiben wir uns einverleibt.
 Wenn ewig seine Lieb uns treibt
 So wird Nichts unser Bündnis stören.
 An seiner Seite können wir
 Getroßt des Lebens Lasten tragen
 Und selig zu einander sagen:
 Sein Himmelreich beginnt schon hier.
 Wir werden, wenn wir hler verschwinden.
 In seinem Arm uns wiederfinden.“

✓ Im Sommer 1799 kehrte Novalis nach Weisensfels heim und erhielt eine Stelle als Assessor an der Kurfürstlichen Saline. Gern weilte er im nahen Jena; und hier war's, wo er durch Schlegels Vermittelung Ludwig Tieck kennen lernte. „In bewegten Gesprächen verbrachten sie den ersten Abend, sie erschlossen einander die Herzen und tranken Brüderschaft.“ Eine schwärmerische Freundschaft hielt die Dichter fortan verbunden. Novalis ruft dem neuen Freunde zu: „Deine Bekanntschaft hebt ein neues Buch in meinem Leben an; noch hat mich keiner so leise und so überall angeregt wie Du. Du nimmst an Allem Theil und breitest Dich leicht wie ein Duft über alle Gegenstände.“ Neben Goethe, den er längst als „Statthalter des poetischen Geistes auf Erden“ betrachtete, und dessen „Wilhelm Meister“ Novalis unerschöpfliche Anregungen brachte, verehrte er um diese Zeit besonders Schleiermacher, dessen Reden über Religion ihm ein Ereigniß waren, und Schelling, dessen Naturphilosophie mit ihrer Naturbeseelung die Idee der Fragmente und der „Lehrlinge“ neu belebte.

✓ Schon war der Dichter im Begriff eine Anstellung als Amtshauptmann anzutreten, als ihn im Herbst 1800 ein heftiger Bluthusten überfiel. Und als bald darauf die erschütternde Nachricht eintraf, sein vierzehnjähriger Bruder sei in der Saale ertrunken, brach aus den frankten Lungen ein Blutsturz. Sterbend, noch im Wahne, bald zu genesen,

kehrte Novalis nach Weißenfels ins Vaterhaus heim. In der Religion fand er Trost; sie ist ihm „der große Orient in uns, der selten getrübt wird.“ Tiedt berichtet in der Biographie seines Freundes: „Vom 19. März (1801) ab, dem Todestag seiner Sophie, wurde er auffallend schwächer . . . Viele seiner Freunde besuchten ihn, und eine große Freude empfand er, als am 21. März sein treuer und ältester Freund Fr. Schlegel von Jena zu ihm kam. Mit diesem unterhielt er sich viel, vorzüglich über ihre beiderseitigen Arbeiten. In diesen Tagen war er sehr lebhaft, und seine Nächte waren ruhig, auch genoß er eines ziemlich gesunden Schlafs. Am 25. früh um 6 Uhr ließ er sich von seinem Bruder einige Bücher reichen, um etwas nachzuschlagen, dann bestellte er sein Frühstück und sprach mit Munterkeit bis acht; gegen neun Uhr bat er seinen Bruder, ihm auf dem Clavier etwas vorzuspielen, worüber er einschlief. Fr. Schlegel trat bald darauf ins Zimmer und fand ihn ruhig schlafend; dieser Schlaf währte bis nach zwölf Uhr, worauf er ohne die mindeste Bewegung verschied und unverändert im Tode seine gewöhnliche freundliche Miene hatte, als wenn er noch lebte.“

Der Eindruck, den Novalis auf Zeitgenossen mit seiner Erscheinung und seinem Benehmen zu machen pflegte, entsprach ganz seiner feinen, vornehmen, verklärten Seele. Tiedt erzählt: „Novalis war groß, schlank und von edlen Verhältnissen. Er trug sein

lichtbraunes Haar in herabfallenden Locken, welches damals weniger auffiel, als es jetzt gesehen würde; sein braunes Auge war hell und glänzend, und die Farbe seines Gesichtes, besonders der geistreichen Stirn, fast durchsichtig. Hand und Fuß war etwas zu groß und ohne feinen Ausdruck. Seine Miene war stets heiter und wohlwollend. Für denjenigen, der nur die Menschen nach dem Maße unterscheidet, in welchem sie sich vordrängen, oder durch gesuchten Anstand, durch das, was die Mode verlangt, zu imponiren oder aufzufallen suchen, verlor sich Novalis in der Menge; dem geübteren Auge aber bot er die Erscheinung der Schönheit dar. Der Umriss und der Ausdruck seines Gesichtes kam sehr dem Evangelisten Johannes nahe, wie wir ihn auf der herrlichen großen Tafel von A. Dürer sehn, die Nürnberg und München aufbewahrt. Sein Gespräch war lebhaft und laut, seine Geberde großartig, ich habe ihn nie ermüdet gesehn; wenn wir die Unterhaltung auch tief in die Nacht hinein fortsetzten, brach er nur willkürlich ab, um zu ruhen, und ließ auch dann noch ehe er einschließ. Langeweile kannte er nicht, selbst in drückenden Gesellschaften unter mittelmäßigen Köpfen, denn er entdeckte gewiß irgend eine Person, die ihm eine noch fremde Kenntniß mittheilte, die er brauchen konnte, so geringfügig sie auch seyn mochte. Seine Freundlichkeit, seine offene Mittheilung machten, daß er allenthalben geliebt war, seine Virtuosität in der Kunst des Um-

ganges war so groß, daß geringere Köpfe es niemals wahrgenommen haben, wie sehr er sie überfah. Wie er auch am liebsten die Tiefen des Gemüthes im Gespräch enthüllte, als begeistert von den Regionen unsichtbarer Welten sprach, so war er doch fröhlich wie ein Kind, scherzte in unbefangener Heiterkeit und gab sich selbst den Scherzen der Gesellschaft hin. Ohne Eitelkeit, gelehrten Hochmuth, entfremdet jeder Affectation und Heuchelei, war er ein ächter, wahrer Mensch, die reinste und lieblichste Verkörperung eines hohen unsterblichen Geistes.“

* * *

Novalis hat auf dem Friedhofe zu Weißenfels sein Grab gefunden und 1872 daselbst ein Denkmal erhalten. Ein anderes Denkmal hat er sich selber durch seine Werke im Volksgeiste gesetzt. Einige seiner geistlichen Lieder sind heute so lebendig und frisch, als sollten sie noch Jahrhunderte lang gesungen werden.

Es ist für die Volksthümlichkeit dieser Lyrik bezeichnend, daß der alte Hardenberg, der zu des Sohnes Lebzeiten niemals das rechte Verständnis für seine geistigen Leistungen gefunden hatte, gerade an einem religiösen Liede von Novalis seinen Tag von Damaskus erlebte. Kurze Zeit nach des

Sohnes Tode sang er in seiner Herrenhuter Gemeinde mit frommer Inbrunst:

„Was wär ich ohne Dich gewesen?
Ach, ohne Dich, was würd ich sein?“

Beim Verlassen des Bethauses fragte er, wer denn dies wunderschöne Lied gemacht habe: „Ihr Sohn!“ war die Antwort; tief ergriffen brach der Alte in Thränen aus. Sein Geist that einen plötzlichen Blick auf eine verklärte Gestalt, auf den Thatenleib des Sohnes, und eine Ahnung ging ihm auf von der großartigen Bedeutung dieses Dichtergenies.

Die geistlichen Lieder entstanden in des Dichters letzten Jahren unter dem Eindruck seiner schmerzlichen Erlebnisse, in den heißen Seelenkämpfen um religiöses Heil, theilweise auch von Schleiermachers gewaltigen Reden über Religion angeregt. Frei von dogmatischen und abstrakten Betrachtungen, ganz Stimmung, ewig menschliche Stimmung, die sich in Melodie, innigsten Herzenslaut und plastische Träumerei umsetzt, gehören diese Lieder zu den reinsten Offenbarungen religiöser Andacht überhaupt. Schlegel sagt von ihnen: „Diese Lieder sind nun das göttlichste, was er je gemacht; sie haben mit nichts Ähnlichkeit als mit den innigsten und tiefsten unter Goethes früheren kleinen Gedichten.“ Eben weil die geistliche Lyrik von Novalis nichts als Poesie ist, kann sie von jedem religiösen Ge-

mütthe ohne Unterschied des Bekenntnisses nachempfunden werden. Wie rein poetisch der Dichter das Religiöse zu erfassen suchte, wird durch folgende Bemerkungen erläutert. In den Evangelien, meint er, lägen die Grundzüge künftiger und höherer Evangelien; die heilige Geschichte, in der es sich ja um die Lösung einer Verzauberung handle, habe eine sonderbare Aehnlichkeit mit Märchen; und die Geschichte Christi sei ebenso gewiß ein Gedicht wie eine Geschichte. Aus dem Bewußtsein der Allgemeinheit, der Gemeinde heraus sind die geistlichen Lieder entstanden und vor Allem für das Gemeindeleben wurden sie bestimmt. Novalis plante sie als Gesangbuch mit Predigten herauszugeben, die er dazu schreiben wollte. Bei ihrem rein menschlichen Gehalt sind aber diese Lieder doch von individueller Gefühlsweise durchdrungen. Aus ihnen klingt all die schwärmerische Liebe, deren Novalis fähig war, seine innige Theilnahme am Leiden des Heilands, Wehmuth über dessen Verkannt- und Vergessensein, das heiße Gelübde ewiger Treue, Osterjubiläum über erlösende Liebe. Nicht der begriffliche, übernatürliche Gott ist das Thema, sondern der Gott mensch. Daher wird nicht nur Christus besungen, sondern auch Maria, die menschliche Mutter, die den Dichter um so mehr ergreifen mußte, als sie ihm auch die religiös idealisirte Sophie bedeutete. „Christus und Sophie!“ schrieb er in sein Tagebuch. Die Protestanten, die

sich darüber erregen, daß ihr Konfessionsgenosse Novalis sein Fühlen katholisirt habe, können sich übrigens damit trösten, daß die Marienlieder eigentlich für den Ofterdingen gedichtet worden sind — als Stimmungsausdruck mittelalterlicher Pilger, die zu Loretto beten. Im Plane des Romans heißt es: „Heinrich kommt nach Italien, das von Kriegen zerrüttet wird; er sieht sich als Feldherrn an der Spitze eines Heeres. Alle Elemente des Krieges spielen in poetischen Farben. Ein großer Krieg wie ein Zweikampf, durchaus edel, human. Kriegslieder. In Pisa findet Heinrich den Sohn Kaiser Friedrich's II. Er wird sein vertrauter Freund. Auch nach Loretto kommt er. Marienlieder.“ — Es war ein Fehler, daß Tieck bei der ersten Novalis-Ausgabe die Marienlieder, anstatt sie als Ofterdingenfragmente zu bezeichnen, unter die Geistlichen Lieder aufnahm. Der Bruder des Dichters, Carl von Hardenberg, von dem sich Tieck bei der Herausgabe sehr beeinflussen ließ, war zum Katholizismus übergetreten und hatte ein lebhaftes Interesse, Novalis als Katholiken erscheinen zu lassen.

Dichterisch minder bedeutend als die geistlichen Lieder, obwohl mit Recht ebenfalls hoch gefeiert, sind die „Hymnen an die Nacht“. Angeregt durch Young's „Nachtgedanken“, vielleicht noch durch Stolberg's Prosahymnen, auch von Jakob Böhme, Schiller, Jean Paul und Schlegel's „Lucinde“ beeinflusst, ließ Novalis seinen Schmerz über den Verlust der

Geliebten, seine Todessehnsucht und seine romantische Schwärmerei für das Dunkle, Räthelhafte, in einem Cyclus von lyrischen Betrachtungen ausströmen, die wahrscheinlich dem Plane nach Versform annehmen sollten, jedoch größtentheils auf dem Wege zum Verse stehen blieben und zu rhythmischer Prosa erstarrten. Über den Reim, aus dem sich diese Dichtungen entwickelten, giebt das Tagebuch Aufschluß, insbesondere eine Stelle, die an die dritte Hymne mahnt: „Abends ging ich zu Sophien. Dort war ich unbeschreiblich freudig. Ausblitzende Enthusiasmusmomente. Das Grab blies ich wie Staub vor mich hin. Jahrhunderte waren wie Momente; ihre Nähe war fühlbar, ich glaubte, sie solle immer vortreten.“ Die Ausarbeitung der Hymnen zu der vorliegenden Form fand schwerlich früher als 1800 statt.

Mit den geistlichen Liedern wetteifern viele andere Gedichte, die theils als „Bermischte Gedichte“ erschienen, theils in den Ofterdingen-Roman verwoben sind. So stimmt uns das Weinlied „Auf grünen Bergen wird geboren“, Schlegel beizupflichten, wenn er darüber an Tieck schreibt: „Mir scheint es zu dem zartesten, gefälligsten, kühnsten und fröhlichsten zu gehören, was Hardenberg je gedichtet hat, und ich glaube, daß ich nicht allein dieser Meinung bin. Besonders ist das von der Gährung des Weines, was den größten Theil des Gedichtes einnimmt, recht charakteristisch und grade

VI*

von der Art, wie es nur allein Hardenberg machen konnte.“ Zeigt sich hier Novalis in der sonnigen Fröhlichkeit, deren sein Kinderherz fähig war, so bietet er im Gesange der Abgeschiedenen ein Gegenstück von dämonischer Schönheit. Von geheimen Festen singen die Toten, denen es so heimisch ist auf dem Friedhofs. Sie nur kennen den süßen Reiz der Mitternächte, die Wollust räthselhafter Spiele. Holde Frauen, ernste Meister, Kinder und verlebte Greise, schweben sie in langen fliegenden Gewanden durch Frühlingsauen. Zur Liebeslust wird ihnen alles, was ihr Traumleben berührt; sie hören leiser Wünsche süßes Blaubern, schauen immerdar in selge Augen, schmecken nichts als Mund und Fuß. Ihr wachsendes Verlangen zieht die Geliebten, deren Leben sie geschäftig begleiten und durchschweben, schmeichelnd in das bunte Fabelreich des Grabes.

So in Lieb und hoher Wollust
Sind wir immerdar versunken,
Seit der wilde trübe Funken
Jener Welt erlosch;
Seit der Hügel sich geschlossen,
Und der Scheiterhaufen sprühte,
Und dem schauernden Gemüte
Nun das Erdgesicht zerfloß.

Carl Busse, der als Dhrifer einen Blick für das Intime der Verkunst hat, kennzeichnet sein

den Klang dieser Friedhofweise. „Es ist eins von den Liedern, deren Worte man vergessen kann, deren Tonfall und Eigentümlichkeit aber stets im Ohr liegt, so seltsam ist das alles . . .

Lobt doch unsre stillen Feste,
Unsre Gärten, unsre Zimmer,
Das bequeme Hausgeräthe,
Unser Hab und Gut.
Täglich kommen neue Gäste,
Diese früh, die andern späte,
Auf den weiten Herden immer
Lodert neue Lebens-Blut.

Man muß das laut lesen. Schon in der dritten Zeile wartet das Ohr auf den Gleichklang — daß er fehlt, steigert die Spannung. Das Langhinge-zogene dieser drei ersten Zeilen, die noch dazu weibliche Endungen haben, und in denen die Strophe immer nur ansteigt, quält fast, und die vierte Zeile spannt die Erwartung nur noch mehr, ohne sie zu befriedigen. Sie hält kurz an. Jetzt noch eine Zeile dieser Art, und die musikalische Wirkung der Strophe wäre vernichtet. Denn das Ohr hätte den Klang des ersten zu bindenden Wortes nicht mehr festhalten können. Da beginnt noch rechtzeitig genug der Abgesang, um diese Spannung harmonisch zu lösen. Und dieses harmonische Zurücksinken befriedigt um so mehr, je stärker die Spannung war. Es ist fast ein Kunststück, das Novalis macht, eins

von denen, die sich nur der Meister erlauben darf, der zur rechten Zeit das rechte Wort weiß. In unsrer neuern Litteratur wird man schwerlich Gleichem begegnen. Der Tonfall des Goetheschen Schatzgräbers klingt ähnlich. Aber Goethe hat doch die Spannung nicht so weit getrieben wie Hardenberg.“ Wer in die Gedichte von Novalis so hingehend eindringt, wie es hier ein ästhetischer Führer thut, dem wird noch manches Schönheitswunder aufgehen, und der wird von dieser Einleitung nicht verlangen, daß sie mit einigen dürren Begriffen beschreibe, was als individuelles Stimmungsgebilde eben nur so zu definiren ist, wie es der Dichter in seinen Versen thut.

Den fragmentarischen Roman „Heinrich von Ofterdingen“ hat Novalis für eine Frucht der durch Tieck in ihm wieder aufgeregten Poesie und für eine Arbeit erklärt, an der man den Einfluß von Tiecks „Sternbald“ erkenne. Den Reim dazu empfand Novalis im Frühling 1799, als er die Sage von Ofterdingen kennen lernte. Die Poesie des Mittelalters, besonders der Zeit, da ein Friedrich II. von Hohenstaufen waltete, ergriff ihn gewaltig, um so mehr, als der sagenumwobene Kyffhäuser, an dessen Fuße sich die Saline Urtern befand, auf den Dichter herniederschaute. Goethes „Wilhelm Meister“, mit dem sich Novalis jahrelang kritisch auseinandersetzte, wirkte hervorragend auf die Behandlungsart des Ofterdingen=Stoffes ein. Novalis wollte geradezu

ein Gegenstück zu „Wilhelm Meister“ schreiben und diesen ursprünglichen Abgott der Romantiker noch übertreffen. Fast feindselig klingt das Urteil, das der Dichter des „Ofterdingen“ über Goethe's Roman fällt: „Wilhelm Meisters Lehrjahre sind gewissermaßen durchaus prosaisch und modern. Das Romantische geht darin zu Grunde, auch die Naturpoesie, das Wunderbare. Das Buch handelt bloß von gewöhnlichen, menschlichen Dingen, die Natur und der Mystizismus sind ganz vergessen. Es ist eine poetisirte, bürgerliche und häusliche Geschichte, das Wunderbare wird darin ausdrücklich als Poesie und Schwärmerei behandelt. Künstlerischer Atheismus ist der Geist des Buches . . . Wilhelm Meister ist eigentlich ein Candide, gegen die Poesie gerichtet.“ Im Gegensatz zu Goethe wollte nun Novalis die Poesie der Natur und des Geheimnisses in einem Universalienwerk, einem Romane, gestalten. Nichts Geringeres erstrebte er als eine „Apotheose der Poesie“ mit Heinrich als deren Vertreter. Im ersten Teil, so gibt Novalis selber sein Programm an, wird Heinrich zum Dichter reif, im zweiten wird er als Dichter verklärt. Das Ganze blieb unvollendet, enthält aber selbst als Bruchstück soviel vom Geiste künstlerischer Vollendung, daß Tieck sagen konnte, nicht mit andächtigerer Behmut würde er ein Stückchen von einem zertrümmerten Bilde des Raphael oder Correggio betrachten, als das Ofterdingen-Fragment. Mag mo-

derner Geschmack die Komposition bemängeln, die Sprache wirkt bezaubernd durch ihre einfache Schönheit, ihren klaren Spiegel und ihre sanfte Melodie. Dilthey nennt den Ofterdingen-Torso das Schönste, was Novalis geschaffen habe, und sagt vom Stile, in dem er verfaßt ist: „Eine wahrhaft zauberische Melodie der Sprache umgibt mit unsäglichem Reiz den Tiefsinn einer einsamen, vornehmen, dem Größten ernsthaft zugewandten Seele.“

Unter den Werken begrifflicher Natur, die Novalis geschaffen hat, ragen die philosophischen Fragmente „Blütenstaub“ und „Die Lehrlinge von Saïs“ hervor. „Blütenstaub“ erschien im ersten Hefte des Schlegelschen „Athenäums“ vom Jahre 1798. Das naturphilosophische Roman-Bruchstück „Die Lehrlinge von Saïs“ verdankt seine Anregung größtentheils dem Studium auf der Bergakademie zu Freiberg und dem Verkehr mit dem genialen Geologen Werner. Nachdem Fichte ihm die Augen geöffnet hatte, forschte Novalis in der Richtung des Meisters, jedoch mit wachsender Selbständigkeit weiter. Seine Philosophie entsprang in sporadischen Gedanken aus dem einzelnen Anschauen. Wie Goethes Lyrik Gelegenheitspoesie ist, insofern sie vom momentanen Erleben ausgelöst wurde, so hat Novalis Gelegenheitsphilosophie im vornehmen Sinne des Wortes hervorgebracht. Nach Tieck sollten diese Fragmente Vorarbeiten sein „zu einem eignen encyclopädischen Werke, in welchem Erfahrungen

und Ideen aus den verschiedenen Wissenschaften sich gegenseitig erklären, unterstützen und beleben sollten.“ „Anfänge interessanter Gedankenfolgen, Texte zum Denken“ nennt sie Novalis selber und fügt hinzu: „Viele sind Spielmarken und haben nur transitorischen Werth, manchen hingegen habe ich das Gepräge meiner innigsten Ueberzeugung aufzudrücken gesucht.“ Schlegel sagt in einem Briefe an eine Dame: „Es freut mich, daß Sie den Novalis und zumal die Fragmente so lieben; vieles ist freilich von so streng wissenschaftlicher Beziehung, daß die unmittelbare Bedeutung Ihnen leicht fremd bleiben kann, manches war auch wohl zur Mittheilung überhaupt noch unreif; aber der Geist des Ganzen, die kindliche Einfalt und dabei der tiefe Blick, das ist, was gewiß auch Sie lieben müssen.“

Im Jahre 1798 erschienen in den „Jahrbüchern der preussischen Monarchie Sinngedichte und Aphorismen unter den Titeln „Blumen“ und „Glauben und Liebe, oder der König und die Königin“. Novalis, der sich für die französische Revolution begeistert hatte, widmet hier dem preussischen Königs-paare mystisch-politische Weisheitsprüche. Just hat wohl Recht, wenn er an den Verfasser schreibt: „Wie Sie mit einem Male ein Verfechter der Monarchie geworden sind, das erkläre ich mir so: Sie studiren jezo die Wissenschaften. Der Charakter der Wissenschaft ist, daß sie sich von einem einfachen Grunde herleitet. So kann das Staatsrecht nur

klar zur Wissenschaft werden, wenn es auf einem einfachen Grunde ruht. Dieser zeigt sich im Monarchen. Sie sind ein Liebhaber schöner Frauen. Nun besitzt gerade jetzt die Erde unter den Erdenkönigen einen guten Monarchen, und dieser eine gute Frau; zwei schöne Formen in der monarchisch-politischen Welt. Nothwendig muß Ihr Herz für diese Formen eingenommen werden, und den Verstand, der so schon für die Monarchie gestimmt war, ganz determiniren. Wer Sie nicht so ganz kennt, wird glauben, Sie hätten diese Gefänge mit Rücksichten geschrieben. Wir aber wollen Sie wider diesen Vorwurf, der Ihnen werden kann, vertheidigen. Denn Sie würden ebenso geschrieben haben, wäre auch Ihr Held der König von Siam gewesen."

Das edle Bild, das die geistlichen Lieder vom Dichter Novalis geben, das ihn erhaben über konfessionelles Parteigetriebe darstellt, vermag der geschichtsphilosophische Aufsatz „Die Christenheit oder Europa“ schwerlich zu zerstören. Wir haben es hier nicht mit einem reifen Werke zu thun, nicht mit der gediegenen Studie eines Geistes, der durch Forschen in der Weltgeschichte seinen kritischen Blick geschärft hat, sondern mit dem Erguß eines stimmungsvollen Dichters und aperçu-reichen Philosophen. Die Freunde Tieck und Schlegel nahmen den Aufsatz, der 1799 erschien, so wenig ernst, daß sie ihn in der fünften Auflage der Schriften von Novalis unterdrückten. Am Schlusse der Vorrede sagt Tieck

von Novalis: „Nicht, als wenn er ein eifernder oder orthodoxer Lutheraner gewesen wäre, seine Schriften beweisen das Gegentheil, aber eben so wenig gehörte er, ohngeachtet seiner geistlichen Gedichte, den Katholiken an. In seiner poetischen und philosophischen Stimmung, in seiner mystischen Tendenz konnte er als tieffinniger Christ die poetischen Erscheinungen der katholischen Kirche mit der Verehrung für Luther und Calvin, mit einer Achtung der Herrnhuter und einer Begeisterung für Spinoza und die deutsche Philosophie sowie die Neuplatoniker vereinigen. Auch edle Polemik gegen alle diese Parteien geben uns in vielfachen Andeutungen seine Fragmente. Er wollte eben keiner Partei oder Sekte als ein eigener angehören, und er durfte das Wort für sich gelten machen (was auch jedem freien Manne zusteht), welches Schiller für sich als Abwehr braucht:

Mein Glaube.

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
 Die du mir nennst! — Und warum keine?
 Aus Religion.“

Novalis gehört nicht zu den Dichtern, die man, wie einen Goethe, zum ständigen Begleiter auf der Lebensbahn nehmen kann. Dazu ist er zu einseitig in seiner Art, das Leben zu spiegeln. Seine Harfe hat wenig Weisen, ähnlich wie die Kunst seiner Gemüthsverwandten: Höltz, Hölderlin und Shelley.

Nur in den Momenten idealistischer Weihe lockt uns Kobalitz, und auch nur dann sollten wir ihm nahen. Dann aber verspüren wir die Fülle seines Segens; er wird zum Tempel, zum Propheten.

Und so lebt er in der Geschichte. Wäre ein Forscher im Stande, alle die feinen Entwicklungsfäden und strömenden Regungen der aus Völkern und Generationen gewobenen Universalseele zu schauen, ihm würde oft zu Muthe sein wie dem alten Hardenberg, als er beim Verlassen des Bethesdaes die Schöpfermacht des Sohnes erkannte. Von so mancher Lichterscheinung in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft dürfte er sagen: Das hat Kobalitz ausgestrahlt! Mit seiner tiefsinnigen, feuschen Schwärmerei hilft dieser Johannes bereiten die von ihm verkündete „neue goldene Zeit, mit dunkeln unendlichen Augen“, die „wunderthätige und wundenheilende, tröstende und ewiges Leben entzündende Zeit“. Schleiermacher ahnt das, wenn er vom hingeschiedenen Dichter sagt: „Nur schweigend — denn der neue und tiefe Schmerz hat keine Worte — will ich euch hinweisen auf den zu früh entschlafenen Jüngling, dem alles Kunst ward, was sein Geist berührte, seine ganze Weltbetrachtung unmittelbar zu einem großen Gedicht, den ihr, obwohl er kaum mehr als die ersten Laute wirklich ausgesprochen hat, den reichsten Dichtern beigesellen müßt, jenen seltenen, die ebenso tiefsinnig sind, als klar und lebendig. An ihm schauet die Kraft der

Begeisterung und der Besonnenheit eines frommen Gemüthes, und bekennet, wenn die Philosophen werden religiös sein und Gott suchen wie Spinoza, und die Künstler fromm sein und Christum lieben wie Novalis, dann wird die große Auferstehung gefeiert werden für beide Welten" — die Welt der Kunst und die der Wissenschaft. Liegt nun auch die Erfüllung solcher Prophetenträume in endloser Ferne, so ist doch nicht überschwänglich, was Arnold Ruge von Novalis sagt: „Sein Geist enthält in poetischer Anschauung und lyrischer Erregung den ganzen Inbegriff dessen, was neben und noch lange nach ihm das deutsche Bewußtsein in seinen Tiefen vorzugsweise beschäftigen soll, und trifft in allen Punkten ins Herz der Zeit.“

Friedrichshagen bei Berlin.

Dr. Bruno Wille.

Jus Novalis Tagebuche

seiner letzten Lebensjahre



Ich ritt heute früh sehr heiter von hier weg. Luzen-Sömmern hatt ich bald erreicht. Anstatt geradezu auf Dreyßen loszureiten, verirrte ich mich nach Ganglos-Sömmern. Der Umweg ist nicht bedeutend und 5 Minuten vor 9 Uhr zeigte mir ein Mann das Grüninger Schloß von fern. Ich ritt brav zu. Noch vor $\frac{1}{4}$ auf 10 Uhr ritt ich durchs Wasser und war mit Leib und Seele in Grüningen. Mein Leib traf vielmehr meine Seele schon dort. Im Dorfe dicht am Thorweg zu der Wirthschaft hielt ich — band mein Roß an das Grüninger Halsseisen — das Haus, vor dem ich hielt, war sicher die Frohnveste. Ich frug nach Jemand, der einen Brief aufs Schloß trüge. Eine junge Frau fand sich — den Leuten schien ich verdächtig. Sie lachten für sich und erzählten mir: der Herr sei nicht zu Haus. Ich trug der Ueberbringerin auf, zu sagen: der Brief sei von Tennstedt und der Bote sei sogleich wieder zurückgekehrt — tausend Complimente und Empfehlungen noch. Sie ging darauf fort und ein anderes junges Weib sagte zu mir: es sollte wohl ein Geheimniß sehn, und mochte

1*

mich halb und halb für den halten, der ich wirklich war, für einen Verehrer einer der Damen auf dem Schlosse. Ich hinterließ ihr noch, im Fall, daß nach mir gefragt würde, den Auftrag: ich sei so=gleich wieder zum Spazierritt nach Tennstedt geritten. Ich schlich mich langsam zum Dorfe hinaus, jenseits des Wassers sah ich das gelbe Schloß sehnsuchtsvoll an — und trabte von dannen. Alle zehn Minuten hielt ich und sah mich um. Die Gegend ist mir so lebendig geworden, ich wollte sie im Kopfe zeichnen. Auf dem Rückweg traf ich die rechte Straße und erblickte bis vor Lugen=Sömmern noch Grüningen. Ich bin fest überzeugt, daß man es mit Fernröhren eine halbe Stunde von hier noch sehen können. Trotz des vielen Haltens, der sanften Trabs und des schlechten Wegs hin und wieder bin ich noch nicht $\frac{7}{4}$ Stunden zurückgeritten. Um $\frac{1}{4}$ auf 8 Uhr ritt ich hier weg, verirrte mich um 20 Minuten und war doch 5 Minuten nach 12 wieder hier und hielt mich doch in Grüningen über $\frac{1}{4}$ Stunde auf. Im Sommer, bei gutem Weg und einem raschen Pferde getrau ich mir bequem in $\frac{9}{4}$ Stunden hin und her zu reiten. Zu Fuß geh ich hin in $\frac{7}{4}$ Stunden. Den Baum vor Lugen=Sömmern und dicht über L.=S. sieht man Grüningen schon mit bloßen Augen. Meinen Weg hab' ich in einen Riß gebracht.

(Dies Blatt scheint in der ersten Zeit der Bekanntschaft mit Sophien in Tennstedt geschrieben zu sein.)

Tennstedt, 1798,

18. April, am 31. Tage nach Sophiens Tode.

Früh mancherlei Gedanken über Sie und über mich. Philosophie. Heiter und leicht. Der Zielgedanke stand ziemlich fest. Gefühl von Schwäche. Aber Extension und Progression. Bei Tisch und nachher heiter und gesprächig. Just spielte das Lied: „Sing o, Lied und Bitterspiel.“ Im Wilhelm Meister fiel mir eine passende Stelle im vierten Buche, im Selbstgespräch Meisters auf, Nachher ging ich hinauf und schrieb an den Erinnerungen. Recht aufgelegt zum Denken und Arbeiten war ich nicht, scheine es überhaupt Nachmittags nicht zu sein; vielleicht hindert mich auch die Gesellschaft. Alle Gesellschaft, wo ich nur gebe, bekommt mir nicht.

19: 32.

Früh Mancherlei wegen des Entschlusses gewankt und geschwankt, dann Philosophie. Mittags heiter, um 2 hinanf. Meine älteren Bemerkungen durchgegangen, dann spazieren. Abends noch die älteren Briefe absolvirt. Ein Brief von Karolinen. Ein wenig gerührt. Ich zeigte der Kreisamtännin Sophiens Porträt. Wir sprachen viel von ihr. Im Ganzen den Tag heiter und ruhig.

20: 33.

Heute viel an Sophie gedacht. Früh nicht aufgelegt, gegen Mittag besser. Nachmittag wieder so, nicht recht heiter, aber gefühlvoller als sonst. Con amore hab' ich an den Erinnerungen geschrieben. Abends las ich ältere Briefe von mir an die Justen. Spät ward ich aufgeräumt. Doch befand ich mich nicht wohl. Im Ganzen hab' ich heute manch Gutes gedacht. Früh schrieb ich an den Hauptmann und gratulirte Karolinchen in Grüningen zu ihrem Geburtstage.

21: 34.

Früh Phantasien. Dann ziemlich philosophisch. Ich blieb den ganzen Tag in einer gleichgültigen, mithin für die Gesellschaft ziemlich aufgelegten Stimmung. Im Meister las ich Nachmittags unten einiges, wobei mir manches Interessante über meine bisherige Bildung einfiel. An Sophie hab' ich oft, aber nicht mit Innigkeit gedacht, an Erasmus fast.

23: 36.

Heute früh viel vernünftiger als gestern. Viel Gutes niedergeschrieben. Nach Tisch Kaffee im Garten. Recht windstill in mir. Oft an Sophie und den Entschluß gedacht. Abends in Youngs Nachtgedanken geblättert. Viel über Meister nachgedacht.

24: 37.

Der Kopf war mir zwar nicht recht heiter, aber doch hatte ich früh eine selige Stunde. Meine Phantasie war zwar zuweilen ein wenig lüftern, doch war ich heute ziemlich gut. Nachmittags war der Kopf hell. Meister beschäftigte mich den ganzen Tag. Meine Liebe zu Sophien erschien mir in einem neuen Lichte. Sophien wird's immer besser gehen. Ich muß nur immer noch mehr in ihr leben. Nur in ihrem Ungedenken ist mir wahrhaft wohl.

25: 38.

Heute männlich und wohl. Früh nichts als Meister. Viel an Sophie gedacht, muthig und frei. Unten zwar viel gesprochen, aber doch einigemal besonnen. Abends einen lebhaften Eindruck ihres Todes.

26: 39.

Früh Einiges über Meister. Nachher excerptirt. Nachmittags im Amte gearbeitet. Ich habe zwar mit Rührung nicht an Sie gedacht, ich bin fast lustig gewesen; aber doch gewissermaßen ihrer nicht unwerth. Den Morgen hatte ich die fatale, drückende, bängliche Empfindung des eintretenden Schnupfens. Mit der Mäßigkeit und Geschwätzigkeit hinkte es.

27: 40.

Früh Meister. Hell und besonders poetisch einmal gedacht. Nachmittags Akten gelesen, dann zum Doktor: eine lange Conversation über meine Gesundheit, meine Zwecke, meine Ansicht des Lebens, er wollte mich bekehren, den Abend munter, viel von Politik geschwätzt. Der Gedanke an meine Sophie und Erasmus ward einmal recht lebendig. Ich muß immer noch männlicher mit mir umgehen, mir was zutrauen, nicht kindisch zagen und weich thun und mich verziehen. Schmerz und Weh muß ich besser ertragen lernen.

29: 42.

Heute früh lebhafte Sehnsucht. Brief von Karl. Meister muß ich vollenden. Vollenden muß ich noch lernen. Mit einer Sache außs Keine kommen. Nach Tisch alte alchymistische Papiere durchgeblättert. Dann kam Anton. Wir gingen in den neugekauften Garten. Bis Abend sehr munter. Ein Gedicht auf den Gartenkauf. Abends etwas zu lebhaft gestritten während des Essens.

30. Apr.: 43, bis 4. Mai: 47.

Sonntag nach Tische ging ich nach Grüningen. Unterwegs war ich heiter und gedankenvoll. Ich traf bloß die Danskour. Sie kamen aber bald von Rlingen. Die Nacht schlief ich unruhig. Den folgen-

den Tag regnete es beständig. Früh weint' ich sehr. Nach Tisch wieder. Den ganzen Tag war ich ihrem Andenken heilig. Den 2. Mai schenkten mir die guten Aeltern die Tasse, den Beutel und das Flacon, was Sie ihren letzten Geburtstag erhielt. Ich war sehr gerührt, dann ging ich zu ihrem Grabe und steckte die Blumen darauf, die ich Tags vorher von der Kreisamtmännin erhalten hatte. Nach Tisch eilt' ich nach Tennstedt. Gestern, den 3. Mai that ich nicht viel und schrieb vier Briefe an Schlegel, Woltmann, Manteuffel und Slevoigt nach Zillbach. Spät sprach ich sehr lustig mit der Kreisamtmännin, weshalb ich auch Abends meine Lieblingsbilder nur in der Ferne sah. Heute bei Tisch hab' ich einmal mit Ruhe und Besonnenheit geredet, dann oben Baria und über Meister geschrieben. Auf dem Spaziergange viel gesprochen über Berichte, Geschäftsgang bei den Salinen. Nachher wieder oben gearbeitet. Dann kam Küling, und ich erhielt Briefe von Vater und Karolinen. Bei Tische sehr heiter. Küling mußte von Stollberg erzählen. Gustchen Brandes, zu der wir nachher gehen wollten, war nicht zu Hause. Ich hatte viel gegessen, dann sprach ich Einiges mit Bedtwig. Nachher allgemeines Gespräch, bis ich hinauf ging. Jetzt schein ich ebenfalls kalt und zu sehr in der Stimmung des Alltagslebens zu sein. Die Gesellschaft will mir noch gar nicht bekommen. Strebe nur nach der höheren permanenten Reflexion und ihrer Stim-

mung. O, daß ich so wenig in der Höhe bleiben kann!

5: 48.

Früh, wie gewöhnlich, an Sie gedacht. Nachher über Kritik. Dann Meister. Nach Tisch heftig gefannegießert. Spazieren gegangen. Unterwegs heiter und vernünftig, besonders über die Göttesche Bemerkung gedacht, daß man so selten die rechten Mittel zu seinem Zwecke kennt und wählt, so selten den rechten Weg einschlägt. Ich scheine jetzt besser und gründlicher werden zu wollen. Spät recht lebhaft Ihr Bild vor mir gehabt, im Profil, neben mir auf dem Kanapee, im grünen Halstuch; in charakteristischen Situationen und Kleidern fällt sie mir am leichtesten ein. Abends überhaupt recht innig an Sie gedacht. Gott hat mich bisher liebevoll geführt, er wird's auch ferner thun.

7: 50.

Heute früh las ich in den Novitäten. Dann excerperte ich aus Meister und schrieb einiges Gedachte auf. Ich ging Nachmittags in die Kirche und disputirte nachher mit dem Kreisamtmann über seine und meine Religion heftig — aber doch kalt, besonnen und genau. Mosel kam. Ich ging spazieren, dachte viel und präcis, schrieb es zu Hause auf und ging zu Gustchen. Da ward mir recht wohl. Sie bezeugte sich ganz zutraulich gegen mich.

Wir klagten einander, ich suchte sie etwas zu beruhigen. Es ist eine Freude, jemanden ganz offen gegen sich zu sehen. Das Unglück bringt die Menschen einander immer näher. Viel an Sophie hab' ich heut nicht gedacht, doch einigemal besonders in der Kirche mit wahrer Andacht. Früh war ich etwas sinnlich, auch fand ich eine sonderbare Furcht in mir vor dem gefährlich krank werden. Sie schien wenigstens da zu sein. Ich muß mich noch immer nicht ganz an meinen Entschluß gewöhnen können. So fest er zu sein scheint, macht mich doch das zuweilen argwöhnisch, daß er in so unerreichbarer Ferne vor mir liegt, mir so fremd vor-
kommt. — Warum muß ich nur alles peinlich treiben, nichts ruhig, mit Muße, gelassen.

10: 53.

Grüningen. Heute früh übersezte ich aus Horaz. Nach Tisch hatt' ich noch einen schönen Spaziergang im Garten. Das Wetter war herrlich, eine lebhaftere Erinnerung an Sie, ich pflückte Blumen und hin an ihr Grab. Ich war zwar kalt, aber doch weinte ich. Ich saß eine Zeit auf ihrem Grabe. Sie läuteten Feierabend. Ich ging zurück und schrieb noch einige Reflexionen auf. Nach Tisch ward ich wieder sehr bewegt und weinte heftig auf dem Platze.

13: 56.

Früh um 5 Uhr stand ich auf. Es war sehr schön Wetter. Der Morgen verging, ohne daß ich viel that. Der Hauptmann Rockenthien und seine Schwägerin und Kinder kamen. Ich kriegte einen Brief von Schlegel mit dem ersten Theil der neuen Shakespearschen Uebersetzungen. Das Wetter trübte sich, erst Gewitter, dann wolfig und stürmisch. Sehr lüftern. Ich fing an in Shakespear zu lesen, ich las mich recht hinein. Abends ging ich zu Sophien. Dort war ich unbeschreiblich freudig. Aufblitzende Enthusiasmus-Momente. Das Grab blies ich wie Staub vor mich hin. Jahrhunderte waren wie Momente, ihre Nähe war fühlbar, ich glaubte, sie solle immer vortreten. Wie ich nach Hause kam, hatte ich einige Rührungen im Gespräch mit Machère. Niebecker war Nachmittags da. Abends hatte ich noch einige gute Ideen. Shakespear gab mir viel zu denken.

14: 57.

Es war heute viel Lärm und Getümmel im Haus. Abends war ich am Grabe und hatte einige wilde Freudenmomente. Mandelsloh kam; ritt aber bald wieder weg. Wir saßen in der großen Stube, in uns gekehrt, und sangen leise die Melodie: Wie sie so sanft ruhn!

16: 59.

Der heutige Tag war schön. Es fuhr Alles nach Günstedt. Früh schwazt' ich mit dem Vater

und seinem Bruder. Um 12 Uhr fuhren diese weg. Ich dämmerte einen Moment, nachher las ich in Shakespear, trank Kaffee, ging in die liebe Bilderkammer, schloß den Schrank auf, besah die Sachen meiner Sophie, las meine Briefe und ihren Briefvorrath überhaupt. Nachher war ich ganz bei ihr. Ich ging in den Garten spazieren, holte Milch, fand Fergusons Moralphilosophie, las auf dem Kirchhof, wo ich auch meine Milch trank. Nun kam der Vater, ich zog mich an, die Prinzess von Sondershausen kam mit den übrigen von Günstedt zurück, ich war bei Tische sehr lustig und aufgeräumt.

18 : 61.

Der heutige Mittag war vorzüglich schön. Unter den Linden wurde gegessen bei Musik und Nachtigallenschlag. Ich habe aber ein wenig zu viel raisonnirt, besonders nach alter Sitte auf gewisse Leute losgezogen. Heute war ich mehr als gewöhnlich ängstlich beim Gedanken an Sophie. Den ganzen Tag sehr warm und schläfrig. Gegen Abend hatte ich wie gestern Kopfschmerzen. Auf einem Spaziergange und vorher auf der Stube dachte ich manches Gute. — Ich muß nur immermehr um Ihre Willen leben, für Sie bin ich nur, für mich und keinen Andern nicht. Sie ist das Höchste, das Einzige. Meine Hauptaufgabe sollte sein, alles in Beziehung auf Ihre Idee zu bringen.

Heute früh störte ich mit dem Hauptmann in alten Akten. Nach Tisch sprach ich mit der Thümmeln über divinatorische Anlagen. Selmnizens kamen. Ich schrieb oben Einiges auf. Auf dem Spaziergange faßte ich einige deutliche Ideen. Am Grabe war ich nachdenkend, aber meist ungerührt. Seit einigen Tagen ängstigen mich diese Erinnerungen wieder. Ich fühle mich unaussprechlich einsam in gewissen Momenten, so entsetzlichen Jammer in dem was mir begegnet ist. Beim Grabe fiel mir ein, daß ich durch meinen Tod der Menschheit eine solche Treue bis in den Tod versichere. Ich mache ihr gleichsam eine solche Liebe möglich. Ohne sie ist für mich nichts in der Welt. Eigentlich sollte ich auf nichts mehr Werth legen.

Früh etwas aus Fichte extrahirt. Nachmittags fuhr die Mutter zur Kindtaufe mit Karolinchen nach Weißensee. Friederike Niebeker war da. Ich war innerlich thätig, ging sehr lange den Gang vor meiner Thüre auf und ab und schrieb auf. Die Mamsell kam, ich sprach weitläufig mit ihr von mir, dann ging ich zum Grabe, wo ich viel nachdachte und unbeschreibliche Ruhe empfand. Abends waren wir recht heiter. Zuletzt ging ich ein wenig allein spazieren und sang, ganz in Ihr Andenken verloren.

Tennstedt. Früh packt' ich ein, ging noch einmal zum guten Grabe und fuhr nachher mit den Hockenthienſchen Kindern, die nach Langenſalza gingen, nach Tennstedt. Ich fand hier viele Neuigkeiten, erhielt einen Brief von meiner Schwester. Nach Tiſch laß ich Literatur=Zeitungen, literariſchen Anzeiger, mit vielem Intereſſe. Wir gingen in recht hübfchem Wetter ſpazieren. Ich ſprach unterwegs Mancherlei mit dem Kreisamtmanu über literariſche Gegenſtände. Mein Kopf war ſehr gut geſtimmt. Ich ſprach beſſer als gewöhnlich und that helle Blicke. Abends ſprachen wir noch viel, beſonders von meinem Vater. Spät fühlt' ich mich Sophiens wegen unruhig. Doch ſchließ ich bald ein. Je mehr der ſinnliche Schmerz nachläßt, deſto mehr wächst die geiſtige Trauer, deſto höher ſteigt eine Art von ruhiger Verzweiflung. Die Welt wird immer fremder. Die Dinge um mich her immer gleichgültiger. Deſto heller wird es jezt um mich und in mir. Bei meinem Entſchluß darf ich nur nicht zu vernünfteln anfangen. Jeder Vernunftgrund, jede Vorſpiegelung des Herzens iſt ſchon Zweifel, Schwanken und Untreue.

Heute früh war ich fleißig, nach Tiſch laß ich Einiges, dann ging ich mit den beiden Mädchen

nach Fußleben. Es war herrlich Wetter, kühl, himmelblau, krystallhell. Ich war sehr fröhlicher Laune. Auf dem Rückwege dacht' ich viel über Meister nach. Zu Hause schrieb ich wie gewöhnlich in Hast und Ungebuld zwei Briefe an Vater und Caroline. Abends ging ich müd' zu Bett. Früh hatt' ich ein Dispensatorium. Ueber den Entschluß muß ich nicht mehr raisonnieren, und wie ich mich zum bessern Denken nöthige, durch Streben und gewisse Mittel auch bestimmte Stimmungen nach Willkühr in mir zu erregen suche: so muß ich arbeiten können, wenn ich will, so muß ich mich mit anfänglicher Anstrengung in einen gewissen Zustand zu versetzen lernen.

25: 68.

Ich stand etwas träge auf, nachher war ich aber zum Denken sehr aufgelegt. Ich durchlaß Hülsen, der mir außerordentlich gefiel. Der Kreisamtmann kam herauf. Ich sagte ihm von meinen Betrachtungen über den französischen Krieg, wie gewöhnlich hastig und verworren. Nachmittags las ich in Asmus, wo mir manches gefiel, ging träge spazieren, schlief zu Hause, schrieb Briefe ohne Geist und befand mich in einem Zustande von Unzufriedenheit und Zweifelsucht. Ich muß schlechterdings suchen mein besseres Selbst im Wechsel der Lebensscenen, in den Veränderungen des Gemüths

behaupten zu lernen. Unaufhörliches Denken an mich selbst und das, was ich erfahre und thue. Ich ging noch einmal spazieren, dachte mich unterwegs durch meine Grillen durch, fand zu Hause einen Brief von meinem Vater und war im Kränzchen Abends recht vernünftig und munter.

26: 69.

Früh Fichte's Naturrecht. Dann einen Bericht gemacht. Den Boten nach Jena abgefertigt. Nach der Mittagsruh wieder Fichte. Zu Gustchen spazieren, viel Gutes gedacht. Zu Hause traf ich Karolinchen krank. Sie besserte sich bald. Ich schwatzte Abends viel von Chemie und Mathematik durch einander. An Sie hab' ich fleißig gedacht, besonders ist mir lebhaft geworden, daß mich die schönsten wissenschaftlichen und andere Ausichten nicht auf der Welt zurückhalten müssen. Mein Tod soll Beweis meines Gefühls für das Höchste sein, ächte Aufopferung, nicht Flucht, nicht Nothmittel. Auch hab' ich bemerkt, daß es offenbar meine Bestimmung ist: ich soll hier nichts erreichen, ich soll mich in der Blüthe von allem trennen, erst zuletzt das Beste im Wohlgekannten kennen lernen. So auch mich selbst. Ich lerne mich jetzt erst kennen und genießen — eben darum soll ich fort.

27: 70.

Heute früh hab' ich recht meine Freude an Hülfen gehabt, den ich gelesen und extrahirt. Es war mir unbeschreiblich wohl mit ihm und durch ihn. Nachmittags hab' ich in der Laube gefessen und in Fichte's Naturrecht gelesen. Ich habe sehr viel Gutes dabei gedacht, besonders über Moral.

29: 72.

Grüningen. Heute früh reißte der Kreisamtmann nach Stollberg. Ich arbeitete einige Stunden, packte ein, erhielt einen Brief von Schlegel und Woltmann, dann ging ich hinunter, las in der römischen Geschichte und schied Nachmittags um $1\frac{1}{2}$ Uhr von Tennstedt. Ich ging in Gedanken herüber. Zwischen dem Schlagbaum und Grüningen hatte ich die Freude, den eigentlichen Begriff vom Fichte'schen Ich zu finden. Abends, wie ich zur geliebten Ruhestatt ging, war das Denken drückend geworden. Dies zerstreute mich und hinderte mich am stillen traurigen Genuß ihres Todes. Von Ende sprach heute mit mir über die Schwierigkeit der Untersuchung, ob Jemand an Pflanzengiften gestorben sei. Unfruchtbar war der Tag nicht, aber empfindungslos.

31. Mai, 1. 2. Juni: 74. 75. 76.

Den letzten Tag in Grüningen ging ich Nachmittags bei schönem heiterm Wetter spazieren und

begegnete dem Magister, mit dem ich bis Topfstedt ging. Abends wanderte ich ins stille Land. Da bin ich noch einmal, ohnerachtet es sich im Anfang nicht so anließ, recht gerührt, recht innig bei ihr gewesen. Ich habe meinen Entschluß noch einmal beschworen. Gestern früh fuhr der Hauptmann bis Urtern mit mir. Ich war recht aufgeräumt im schönen Wetter. In Sachsenhausen begegneten wir Leuten, die einen erstickten Mann getragen brachten. In Urtern aßen wir bei Semlers. Ich führte den Hauptmann herum und dann trennten wir uns. Unterwegs hab ich viel gedacht. In Wiederstedt fand' ich Alle munter, wohl und vergnügt. Heute stand ich sehr früh auf, mein Vater fuhr nach Klosterode. Die Comtesse war sehr krank. Ich war früh sehr fleißig, schwatzte einige Stunden mit der Mutter und den Schwestern, zog mich an, las ein Packet Akten vom Vater durch und ging mit Carolinen in die Gärten spazieren. Nach der Sieste las ich, ging nachher mit Landvoigt zum Pastor, wo wir einige Stunden recht ruhig und angenehm zubrachten. Der Vater kam, die Comtesse befand sich besser. Mit dem Vater blieb ich den Rest des Abends in mannichfaltigen Gesprächen zusammen. Von Karl und dem alten Brachmann fand ich Briefe. Im Ganzen hab' ich die frohe Hoffnung in meiner Seele, daß ich leichter abkommen werde, als ich denke. Die Menschen scheinen einander unentbehrlicher als sie sind. Meine

2*

Mutter genießt mich wenig, so auch mein Vater. Mein Geschwister, nehmlich die beiden ältern, werden mich vermissen lernen. Kurz, mein Verschwinden wird keinen solchen Eindruck machen, als ich befürchtete.

3: 77.

Früh fuhr mein Vater weg, dann war ich fleißig und ging mit Beck in der Wirthschaft herum. Es wollte mir den ganzen Tag nicht gelingen. Ich hatte Kopfschmerzen und Zweifel ohne Ende. Das Wetter ist Nachmittags kalt und feucht. Ich habe mich einigemal im Gespräche mit Landvoigt vergessen. Sonst bin ich fast immer ruhig und gelassen im Äußern gewesen.

6: 80.

Heute Abend hatte ich im Garten eine süße, heitre, höchst lebhafteste Erinnerungstunde. Wer den Schmerz flieht, will nicht mehr lieben. Der Liebende muß die Lücke ewig fühlen, die Wunde stets offen erhalten. Gott erhalte mir immer diesen unbeschreiblichen lieben Schmerz, die wehmüthige Erinnerung, diese muthige Sehnsucht, den männlichen Entschluß und den felsenfesten Glauben. Ohne meine Sophie bin, ich gar nichts, mit Ihr Alles.

7: 81.

Heute früh war ich mit meinen älteren Papieren beschäftigt, mein Kopf war hell. Nach Tisch

kamen die Altern und Sidonie von Gnadau zurück. Abends war ich beim Vater, und ganz spät ging ich ein wenig zum Pastor, nachdem ich eine sehr enthusiastische Viertelstunde der Erinnerung und Sehnsucht zugebracht. An Erasmus dacht' ich mit Rührung, wie der Vater von ihm erzählte.

11: 85.

Mindermann war heute von Eisleben hier. Nachmittags schrieb ich Manches auf und blieb bei meinen älteren Papieren, dann war ich beim Vater. Der Republikanismus ist wieder recht lebendig in mir erwacht. Abends hab' ich einige lebhaftere Erinnerungen gehabt. Auf den Herbst freue ich mich ungeduldig. Gegen Ungstlichkeit d. h. gegen willkürliche Wahnbegriffe muß ich auf meiner Hut sein. Ich will fröhlich wie ein junger Dichter sterben.

12. 13: 86. 87.

Ich habe mich beide Tage recht lebhaft nach Einsamkeit und baldigem Fortkommen gesehnt. Sie ist gestorben, so sterb' ich auch, die Welt ist öde. Selbst meine philosophischen Studien sollen mich nicht mehr stören. In tiefer, heiterer Ruh' will ich den Augenblick erwarten, der mich ruft.

14: 88.

Wer Sie ausschließt, schließt mich aus. Das Engagement war nicht für diese Welt. Ich soll hier nicht vollendet werden. Alle Anlagen sollen nur berührt und rege sein. Ich fühlte mich heut' entsetzlich träge und zu nichts nütze. Indisposition des Körpers, veränderliches Wetter, Lebensart, Gesellschaft, Müßiggang, zu wenig Beschäftigung mit ihr sind die Ursachen meiner Unlust.

15: 89.

Auch heute fühlte ich diese Trägheit und Unlust, nur nachdem ich vor Tisch geschlafen hatte, war ich wieder in meinen alten Empfindungen und Erinnerungen lebendig. Ohne Sie, was hab' ich? Nie mag ich den Augenblick vergessen, wo ich früh 9 Uhr, den 21. März, Antons Brief las und die entsetzlichen Worte: „unsere verewigte Sophie“ und nachher im Brief des Kreisamtmanns: „unsere verklärte Freundin“. Gott im Himmel! wie kann ich nur oft lau und kalt sein?

16: 90.

Ich beschloß künftig, um mich aus meinem schlimmen körperlichen Zustande zu reißen, häufige körperliche Anstrengungen und ging demzufolge noch

diesen Nachmittag in stürmisch heiterem Wetter mit Landvoigt nach Ballenstedt. Wir besuchten Nimradt. Unterwegs sprach ich viel mit Landvoigt über Schlegel und über mich selbst. Den anderen Morgen um $\frac{1}{2}$ 5 Uhr gingen wir mit schon ziemlich müden Beinen unter Sonnenschein nach Thale. Der schöne Weg wird mir ziemlich sauer. Nach einer kurzen Ruhe und Erquickung bestiegen wir die herrliche Roßtrappe. Der Herunterweg machte mich fertig. Nach dem Mittagsmahl fuhren wir nach Ballenstedt zurück und brachten einen prächtigen Abend im Garten zu. Den andern Tag gingen wir nach Wiederstedt zurück. Wir sprachen viel von Philosophie. Ich wußte mir gut zu helfen und sprach recht leidlich. Von Quenstadt, wo der Pastor und seine Frau zu uns stießen, ward mir das Gehen sehr schwer und der Hals that mir von vielem Reden weh. Am Nachmittage hatte ich mich in Wiederstedt wieder so erholt, daß ich denselben recht angenehm gesellig im Garten zubrachte.

21: 94.

Heute hab' ich mit den Aeltern ein Stündchen über meine Situation gesprochen. Nachmittags fuhren wir bei schönem Wetter nach Röhren, wo ich mir von dem dortigen Buchhändler das Campanerthal und den Rückenalmnach holte.

Heute früh kamen wir im Regenwetter nach Dessau. Nachmittags hellte sich der Himmel auf und wir fuhren am köstlichsten Abend in Wörlitz ein. Auch der Sonnabend war schön. Den Tag vollendeten wir die den ersten Abend gleich angefangene Ansicht des Gartens. Der Fürst fuhr mit Gesellschaft und Musik Nachmittags auf den Gondeln. Sonntags sahen wir das Schloß, das gothische Haus, und fuhren Abends in himmlischem Wetter mit dem Kriegsrath von Bieregg und seiner Frau auf der Gondel. Karoline war die ganzen Tage über krank. Ich las dieser Tage das Campanerthal mit vieler Freude. Poland hatte mir von Weißenfels einen Brief von Schlegel mitgebracht, der wieder meine philosophirende Kraft in Thätigkeit setzte. Den Montag, wo wir nach Halle fuhren und unterwegs in Dessau Georgium besuchten, hatt' ich zuweilen einen hellen Gedanken, Dienstag Mittag kamen wir hier wieder wohlbehalten an. Das Kanapee, worauf mein seliger Bruder so viel gelitten hat, afficirte mich sehr. Den Nachmitag kramte ich auf und fand mich Abends helldenkend. Gestern früh schrieb ich philosophische Gedanken von Werth auf, las in Schellings Briefen über Dogmatism und Kritik, fuhr mit meinem Vater nach Köthen, schrieb Nachmittags an Karl, ging zu Severin und Abends mit Hamlet zu Bett. Heute früh las

ich in Schellings Ich, in Schlegels Griechen und machte die Rechnung für den Vater. Nach Tisch las ich wieder in den Griechen, ging spazieren, und phantasirte mir, was ich wohl beginnen würde, wenn ich Churfürst von Sachsen wäre. Zu Hause machte ich mich an den Meßkatalog, versuchte eine Uebersicht desselben. Müde von dieser Beschäftigung ging ich abermals aus, das Wetter war herrlich, und machte literarische Pläne. Besonders gefiel mir die Idee eines Journals unter dem Titel: Beiträge zur wissenschaftlichen Geschichte der Menschheit. Historisch philosophische Uebersichten, wie z. B. mein Plan zu Bearbeitung des Meßkatalogs, reizen mich sehr und dünken mir sehr nützlich. Mein Kopf war diesen Abend sehr hell. Ich fühle mich überhaupt um manchen Schritt vorgerückt. Auch mein Gedächtniß, meine Beobachtungsgabe und mein Ausdruck gewinnt. Meine Besonnenheit muß aber noch sehr steigen. Es giebt noch unendliche Lacunen. Mein Entschluß steht ganz unwandelbar. Seit der Reise nach der Noßtrappe bin ich wieder ziemlich mit mir zufrieden. Es muß aber immer besser werden. Besonnenheit und Ruhe ist die Hauptsache. Laß vorzüglich auch die Aufmerksamkeit auf gefälliges und vorsichtiges Betragen gegen den Vater nicht aus der Acht! Hüte dich im Umgange mit Schlegeln, übe dich unaufhörlich in besonnener Wirksamkeit, habe Sophien stets vor Augen, vergiß nicht die Kürze von drei Monaten, über=

nimm dich nicht, sei mäßig und überlaß dich nicht zu sehr deinem Hange zu beziren und zu be= lustigen. Jetzt schickt es sich doch nicht mehr recht für dich, wenigstens sehr mit Maaß. Christus und Sophie.

Montag 3. Juli bis 6: 110.

Früh nach Dürrenberg. Nachmittags kam Böhn zu mir, dann Schlegel und Langermann. Seitdem ist viel geschwaßt, polemisiert, gescherzt und radottirt worden bis auf den heutigen Tag. Mittwoch hätt' ich recht für mich genießen können, als den Tag der ersten Operation. Dienstag hat mir Langermann viel Gutes von Kirschlorbeerwasser erzählt. Heute früh ein ernsthaftes Gespräch über den Selbstmord mit Langermann. Nachmittag nach Gossek gefahren. Ich will nach Kösen, um allein zu sein. Sie bleibt immer mein einziges Gut. Menschen passen sich nicht mehr für mich, so wie ich nicht mehr unter die Menschen passe.

14. April 1799.

Vor drei und zwanzig Jahren betriffst du, guter seliger Erasmus, zuerst den rauhen Pfad, der dich bis hieher geführt hat. Heute, zum erstenmal seitdem, geht dieser Tag ungefeiert vorüber, und statt der ehemaligen Glückwünsche drängt sich ein banger Seufzer hervor. Du bist aus unserer Mitte geschieden, und wir haben nichts von dir mehr übrig

als das Andenken an dein Leiden. Zur Verpflanzung in ein besser Land wählt man gern Pflanzen aus stiefmütterlichem Boden. Sauer ist dir deine Wallfahrt geworden. Schwer waren die letzten Schritte. Nun ist's vorüber. Du blühst unter freundlicherm Himmel, und wir rennen und sehnen uns nach dem alten Gefährten und fühlen so drückend das Blei an unsern Füßen.

15. April 1800.

Süße Wehmuth ist der eigentliche Charakter einer ächten Liebe, das Element der Sehnsucht und Vereinigung.

16. April.

Wem es einmal klar geworden, daß die Welt Gottes Reich ist, wen einmal diese große Ueberzeugung mit unendlicher Fülle durchdrang, der geht getrost des Lebens dunkeln Pfad und sieht mit tiefer göttlicher Ruhe in die Stürme und Gefahren desselben hinein.

17. April.

Ein schuldloßes Herz und das Bewußtsein eines guten Willens und einer lobenswerthen Thätigkeit steht unter allen beruhigenden Mitteln oben' an.

23. April.

Wo schläft ein Kind wohl sicherer als in der Kammer seines Vaters?

25. Juni.

Hefige Gewitter und andere Unterbrechungen des bürgerlichen Lebens sind poetische Irrruptionen und Heilkräfte des mitschlummernden Lebensgenusses.

22. Juli.

Es gibt unendlich viel unbekanntes Unglück, aber es gibt auch gewiß unendlich viel unbekanntes Wohlthaten Gottes. Die äußern Umstände machen schlechterdings nicht unser eigentliches Glück oder Unglück aus, sondern sie sind nur die willkürlichen Sprachzeichen eines unbekanntes innern Geistes, dessen Dasein oder Entfernung jene Nüancen bestimmt. Der wahre glückliche oder unglückliche Zustand ist schlechthin unbestimmter und individuell. Jede Stunde, wo man von Unglück reden hört, ist eine Erbauungstunde.

27. Juli.

Ich habe sehr viel Willen, aber wenig ächte Reizbarkeit.

Ich will nicht klagen mehr, ich will mich froh erheben,
Und wohl zufrieden sein mit meinem Lebenslauf.
Ein einz'ger Augenblick, wo Gott sich mir gegeben,
Wiegt Jahrelange Leiden auf.

Wenn man recht fleißig an die unendliche Unsicherheit der menschlichen Glücksgüter denkt, so muß man endlich gleichgültig und muthig werden.

Alle Angstlichkeit kommt vom Teufel, der Muth und die Freudigkeit ist von Gott.

Was ist eine ängstliche Stunde, eine peinvolle Nacht, ein trüber Monat gegen die lange glückliche Ewigkeit?

Ist denn Julie glücklicher und sicherer mit mir als mit Gott?

Nur Glauben, Herr, und Zuversicht,
So fürcht' ich mich für mich und die Geliebte nicht.

Wo Sophie und Erasmus wachen, kann ich wohl ruhig sein.

Laß uns unsern Herrn im Himmel loben,
Glauben kommt und Heiterkeit von oben.

Alles, was wir Zufall nennen, ist von Gott. Mußte nicht Christus seine Mutter auch unendlich leiden sehen? O! er weiß, wie einem zu Muth ist, wenn man seine Geliebten leiden sieht, weil wir leiden.

Ich habe zu Sophie Religion, nicht Liebe. — Absolute Liebe, vom Herzen unabhängig, auf Glauben gegründet, ist Religion.

Du hast so viele Lieben um dich und genießeßt so wenig ihre Liebe.

Die Liebe sollte eigentlich der wahre Trost und Lebensgenuß eines ächten Christen sein. —

Wenn nur körperliche Unruhe nicht immer Seelenunruhe würde! Auf den Körper läßt sich

nicht immer wirken; aber in der Seele sollte man sich die Herrschaft mit Gottes Hülfe zu erwerben suchen, um recht ruhig zu sein. Ist die Seele ruhig, so wird auch der Körper bald beruhigt. —

Was nicht gleich helfen will, hilft nachgerade. Nur nicht den Muth und den Glauben verloren! Stelle dir vor, du seiest ein Fremder und müßtest dich trösten. Würdest du da nicht oft sagen: Herr, seien Sie kein Kind! Die Bänglichkeit geht vorüber. Ein Mann und Christ muß auch Bängigkeit geduldig ertragen. Heißt das Christenthum, so kleinmüthig zu sein? Habt ihr denn nicht einen Funken Stolz und Scham in euerem Herzen? Schämt euch, großer Mensch, vor euch selbst. Hat euch darum der liebe Gott so harte Prüfungen zugesandt, daß ihr gleich verzagen müßt? Es wird besser, und statt kindlich dankbar zu sein, bangt ihr wie ein Weib. —

Wer eine reizbare Seele hat, bei dem weckt ganz natürlich die Gegenwart eines Unglücks die ganze Schaar des andern Unglücks auf, und nun gehts im Sturm und Zittern alles bunt durcheinander, ohne Verstand und Ueberlegung. —

Ich bin ein ganz unjuristischer Mensch, ohne Sinn und Bedürfniß für Recht.

1. September.

Heute hatte ich einen äußerst gesegneten Tag. Nur früh einige leise Anwandlungen von Mengstlich-

keit. Nachher den ganzen Tag unaussprechlich ruhig, stark, muthig, frei und gelassen. Ich habe Gott recht herzlich gedankt. Ach! um meiner guten Julie willen; auch wegen meiner anderen Lieben. Ich sehe schon tausend Früchte dieser trüben Stunden. Die Liebe der Meinigen und anderer guter Menschen, die Pflichten gegen Kranke und Nothleidende, das hohe Glück der innern Gesundheit und Ruhe, die innigere Anhänglichkeit an Gott und Jesus, der Trost eines unbescholtenen Lebenswandels und eines sanften, gutmüthigen Bezeigens gegen andere Menschen, Alles ist mir klarer, deutlicher und kräftiger geworden. Auch über die Natur der Angst und die Mittel, sie wenigstens zu mäßigen, habe ich einige wohlthätige Erfahrungen gemacht. Sobald eine bestimmte Empfindung kommt, ist die Angst weg. Die Angst ist ein Schwanken, eine Ungewißheit, meist körperlich. Der Gesunde ist immer ruhig, selbst unter den schlimmsten Umständen. —

Wenn man sich immer nur recht lebhaft sagen könnte, daß die Angst meist körperlich ist! Mein Magen hat mir lediglich vorgestern und gestern die trüben und unruhigen Stunden verursacht. Heute früh wahrte es nur eine Weile. Sobald ich den Magen gestärkt, werd ich unbeschreiblich ruhig und heiter und habe so bis jetzt zugebracht. Die Welt wird dann in Einem Augenblick anders. Selbst das Traurigste erscheint mild, und man findet wieder an Allem Behagen — an Arbeiten, Gehen, Sitzen,

Gesellschaften u. s. w. Alle Hoffnungen erwachen, der Nebel verschwindet und der innigste Dank gegen Gott erfüllt uns auf das Wohlthätigste. Ruhe ist der wahre Zustand des Menschen. Für die Ruhigen ist jede äußere Lage erträglich und selbst angenehm. Es ist nicht das fatale Treiben zu spüren, und selbst Langeweile erträgt sich leicht. Dem Ruhigen ist Alles leicht und bequem. Alle Vorstellungen, alle Gedanken an Religion werden kräftig und erfreulich, und die wahrhaft himmlische Lust der Thätigkeit erwacht mit Kraft.

Ich kann noch lange Blut auswerfen — aber wird das helfen, daß ich mich jedesmal von neuem ängstige? Angst schadet — Muth stärkt. So ein Zufall verliert sich nicht gleich. Des Herrn Wille geschehe, nicht der Meinige. Ich muß darauf gefaßt sein und denken, es wird sich schon nach gerade verlieren. Hat es der Doktor doch zwei Jahre gehabt. Geduld und Ergebung in den Willen Gottes sind die besten Hilfsmittel. Auch diese Läuterung soll ich empfangen. Gott weiß die Zeit der Krankheit, denn jegliche Krankheit hat ihre Zeit. Sein kindlich, das ist das Beste. Es ist nichts schwerer als mit sich selbst Geduld haben — seine eigne Schwachheit zu tragen. Gott hilft zu Allem.

8. Oktober.

Der Unruhe und Angst zu widerstehen, dazu gehört die höchste Geduld. Es ist aber auch das

beste Hilfsmittel dagegen. Allemal folgt die höchste Ruhe auf unruhige Momente. Nachgiebigkeit gegen ängstliche Wünsche vermehrt die Disposition. Trost und absichtliche Hingebung sind sehr heilsam. Heute war ich sehr heiter und behaglich. Ich habe mit Lust und gut gearbeitet. Es entstand geistige Wärme und die männlichste Entschlossenheit erfüllte mich. Ganz spät Abends drohte ein Unfall. Ich wurde sehr ängstlich.

9. October.

Heute früh war ich zwar etwas ängstlich. In=deß habe ich doch fleißig gearbeitet und mich nicht stören lassen. Morgen kann wieder das Blut in Ruhe und die alte Behaglichkeit hergestellt sein. Ich will mich möglichst immer weniger stören lassen in meinen Geschäften, geduldig auf bessere Zeiten warten, und die kränklichen Schwachheiten und Ängstlichkeiten abschaffen z. B. die Angst nach Gesellschaft. O, daß ich Märtyrersinn hätte. Wähl' ich nicht alle meine Schicksale seit Ewigkeiten selbst? Jeder trübe Gedanke ist ein irdischer, vorübergehender Gedanke der Angst. Jede trübe Stimmung ist Illusion. Die Ängstlichkeit dauerte bis Abends um fünf Uhr. Nachher ward ich äußerst heiter, wozu besonders der genehmigte Plan kam, gleich nach Siebeneichen reisen zu dürfen, der mich sehr belebte. Ganz spät kam eine Beängstigung und ich

vermochte durch einige religiöse Vorstellungen das fatale Erschrecken zu vermeiden. Die Stunden nach dem Aufstehen und die nach Tische sind vorzüglich Angstlichkeiten günstig.

16. October.

Seither habe ich mich sehr wohl befunden und keinen Anfall von Angstlichkeit gehabt. Dies beweist deutlich, daß alle Angstlichkeit ganz unabhängig von äußern Umständen ist. — Am besten ist es, wenn man den Sinn hat, alles Geschehene mit freudigem Herzen wie eine Wohlthat Gottes hinzunehmen. Durch Gebet erlangt man Alles. Gebet ist eine univierselle Arznei. Jetzt vor der Hand hab' ich auf zwei Fälle zu denken, auf den Fall, daß ich heirathe oder nicht heirathe. Ich werde, wenn ich erst mit Weigel gesprochen habe, umständlich an Köschlaub schreiben, Opium und Mandelwasser anschaffen. — ad. 1) Ergiebt sich Alles von selbst, dann hab' ich nur um Entschlossenheit und Pflichtgefühl zu bitten und auf Arbeit und Berstreuung zu denken. ad. 2) Muß ich mich mit Lektüre versehen. Als 1) Script. rer. Germ. 2) Sächsische Geschichte. 3) Gibbon. 4) Thucydides. 5) Livius. 6) Tacitus. Salust. 7) Schmidts Geschichte der Deutschen. Bei unserem Hofmeister laß ich die lateinischen Geschichtsbücher und er kann mir Gesellschaft leisten und vorlesen. Bodé aus Hume's franz. Geschichte von England, die in

Schlöben ist, oder sonst franz. Bücher. Ich mache mich mit dem Superintendenten und Salinen-Director bekannt — sehe mehrere Leute als Bösen, Bentzen, Schaufuß, Schlegels in Burgw., Wirker u. s. w. Wird es schlimmer, so verreiß' ich nach Leipzig, Bamberg oder Jena. Sonst reis' ich viel mit dem Vater und bin fleißig in der Mathematik u. s. w. Wenn ich nicht heirathe, will ich nach Reichenhall und Klagenfurt.

Sollt' ich jetzt krank werden, so kann ich diese Stunden, außer einigen möglichen obenangeführten wissenschaftlichen und technischen Benutzungen, vorzüglich zur Ausbildung meiner Sittlichkeit und Religiosität, ascetisch, moralisch und religiös benutzen. Geht's ohne Hoffnung oder sonst zu übel, so bleibt mir H.M. B. und Op. — Meine Gesundheit kann ich vorzüglich wissenschaftlich und technisch benutzen. Reisen, Gesellschaft und Unterbrechungen aller Art muß ich auch theils zur Erholung, theils moralisch und religiös, theils wissenschaftlich und technisch benutzen lernen. Anatomische Bemerkungen beim Fleischessen und Vorschneiden, Anweisung überall zu lernen und überall sich auszubilden. Natur und Einrichtung der Erholungen — daß auch diese nicht ganz verloren gehen. Soll der Schlaf nicht allmählig abgeschafft werden? — Meine Idee von absolut wohlthätiger Bestimmung auf Erden für mich. —

Indem ich glaube, daß Sophie um mich ist und

erscheinen kann, und diesem Glauben gemäß handele, so ist sie auch um mich und erscheint mir endlich gewiß — gerade da, wo ich nicht vermuthete, in mir, als meine Seele vielleicht und gerade dadurch wahrhaft außer mir — denn das wahrhaft Aeußere kann nur durch mich, in mir, auf mich wirken und im entzückenden Verhältnisse.

Viele Tage gehen vorüber, ohne eine Spur hinter sich zu lassen. Nur wenige bleiben als feste Punkte des Lebens stehen. Keiner verdient wohl fester gehalten zu werden, als der Hochzeittag. Was ist der Hochzeittag? Wir feiern heute einen solchen Tag. Laßt uns ihn ewig im Andenken behalten. Die Aelteste führt auch hier billig den Reigen. Die meisten Hochzeitstage werden Tage der trüben Erinnerung — dieser wird es nicht sein. Der Tag sei uns allen ein Tag des festeren Bundes — ein ächter Familientag. Der Kranz soll ihr bleiben. Jetzt soll er erst blühen. Der Hochzeittag der Aeltern.

(Die letzten drei Fragmente gehören hierher, sind aber vielleicht etwas früher geschrieben.)



B r i e f e

Novalis an Schiller.

Jena am 22. September 1791.

Beste Herr Hofrath!

Mein widerwärtiges Schicksal verhindert diesmal meine so lang ersehnte Reise nach Erfurt. Es ist hier in ganz Jena für heute kein Wagen und noch viel weniger ein Pferd zu bekommen. Meine angestrengteste Mühe ging verloren, und es bleibt mir nichts übrig, als meine Phantasie so lebendig als möglich die Darstellung des auf mich wartenden Vergnügens vollenden zu lassen. Wie gern hätte ich Sie nicht gesehen, wie gerne an Ihrer Seite so glühend und froh den Dichter des Don Carlos und die gelungensten Augenblicke der Kunst in der Vorstellung genossen und verschlungen! Wie freute ich mich nicht zugleich auf die persönliche Bekanntschaft mit dem guten, seelenvollen Dalberg, der leider nur noch fast einzig unter den Fürsten Deutschlands steht und den ich schon deswegen hochschätzen würde, wenn er sich nur für meinen lieben Schiller recht warm und innig interessirte. Aber nun ist

dies Alles vereitelt, und ich muß mich resigniren, was ich auch desto leichter kann, da mir wenigstens die Hoffnung nicht benommen ist, doch Sie noch während dieser Ferien einmal zu sehen. Offenherzig, war Ihre persönliche Bekanntschaft und Ihr freundschaftlicher Umgang auch das Einzige, was ich höchst ungern in Jena verlasse, und was ich in Leipzig nicht aufhören werde zu vermissen. Ein Wort von Ihnen wirkte mehr auf mich, als die wiederholtesten Ermahnungen und Belehrungen Anderer. Es entzündete tausend andere Funken in mir und ward mir nützlicher und hilfreicher zu meiner Bildung und Denkungsart, als die gründlichsten Deductionen und Beweisgründe. Unendlich viel hätte ich in diesem Winter von Ihnen gewonnen, und spielend gewonnen, was des angewendetsten Fleißes, des willigsten Bestrebens ungenügend, mir vielleicht erst in Jahren erreichbar wird. Und selbst dies abgerechnet, so wäre Ihr freundschaftliches Herz, Ihre ganze Individualität, der ich so nah mich wußte, genug gewesen, um Jena mir angenehm und unvergeßlich zu machen. Und doch werde ich alles leichter ertragen, wenn mich nur das Bewußtsein begleitet, daß ich Ihnen ein Bißchen lieb bleibe und daß ich, wenn ich Sie wieder sehe, noch immer die alte Stelle in Ihrem Herzen offen finde. Denn wen sollte nicht das überschwänglich selige Gefühl, sich von Ihnen wärmer umfaßt zu wissen, für Alles, und selbst den persönlichen Um-

gang mit Ihnen entschädigen? Ihnen größtentheils werde ich es zuschreiben, wenn diesen Winter mein eifrigster Wille meine Kräfte unterstützt, um die gefährlichste Klippe eines jungen, lebendigen Kopfs, die sauern und anhaltenden Vorarbeiten zu einem künftigen bestimmten Beruf glücklich zu übersteigen. Denn Sie machten mich auf den mehr als alltäglichen Zweck aufmerksam, den ein gesunder Kopf sich hier wählen könne und müsse, und gaben mir damit den letzten entscheidenden Stoß, der wenigstens meinen Willen sogleich fest bestimmte und meiner herumirrenden Thätigkeit eine zu allen meinen Verhältnissen leicht bezogene und passende Richtung gab. Ich kann Ihnen zwar nicht verhehlen, daß ich fest glaube, daß meine Neigung zu den süßen Künsten der Musen nie erlöschen und meine liebe, freundliche Begleiterin durchs Leben sein wird, daß immer die Werke der Lieblinge Apolls einen unnennbaren Zauber für meine Seele behalten werden, und ich nie ungeneigt sein werde, dem Wunsche des Königs von Preußen beizupflichten, wenn gleich auf eine ganz verschiedene Art, der die Baïre Voltaires lieber gemacht haben wollte, als Sieger in so vielen Schlachten gewesen zu sein; daß ich endlich selbst in manchen süßen heimlichen Augenblicken Funken vom heiligen Altar der Kunst zu entwenden mir nicht entbrechen werde, und selbst an der Seite der strengen Göttin, zu deren Priester ich mich an Kopf und Herzen combabifiren lassen soll, noch manchen

verstohlenen Blick und manchen liebeathmenden Seufzer den glücklicheren Lieblingen der Grazien und Musen und ihren Schuttgöttinnen zuzuwerfen. Aber dem ungeachtet hoffe ich auch zu Gunsten meines bessern, aber vielleicht kleinsten Selbsts, der Vernunft, meinem gefaßten Vorsatz und dem mir am fernen Ziel winkenden Genius der höhern Pflicht treu zu bleiben und dem Rufe des Schicksals gehorsam zu sein, das aus meinen Verhältnissen unverkennbar deutlich zu mir spricht. Aber zuseufzen werde ich Ihnen doch noch wohl zuweilen: *Ora pro nobis*. Der Frau Hofrätthin bitte ich Sie mich freundlich zu empfehlen und Sie, bester Herr Hofrath, wünsche ich bald gesünder als jemals und im vollen Gefühl erneuter Jugendkraft und Munterkeit zu umarmen und Ihnen mündlich wärmer und inniger sagen zu können, mit welchen tiefen Empfindungen von Liebe und Hochachtung ich nie aufhören werde mich zu nennen Ihren gehorsamen Diener

Friedrich von Hardenberg.

Novalis an Reinhold in Jena.

Goset am 4. Oktober 1791.

Ermüdet von tausend Genüssen, die Natur und Kunst mir heute gaben, und gestimmt zu einer wunderbaren Heiterkeit, sitze ich hier in einem hohen, gewölbten gothischen Gemach des alten Bergschlosses

Gossek, wohin mich die Freundschaft des Besitzers rief, und blicke gerührt nach der Gegend zurück, die ich vor Kurzem auf immer verließ. Ich blicke nach meinen Freunden zurück und sehe sie nicht mehr. Aber noch umtönt mich das freundliche Lebewohl, das auch Sie mir gewiß aus vollem Herzen bei unserer Trennung zuriefen. Tausend Scenen schweben um meinen innern Sinn, denen die Phantasie und die Erinnerung Leben verleiht, die in magischer Beleuchtung, in romantischen Massen eine zehnfach verstärkte Wirkung thun und eine unendliche Menge Empfindungen, Gefühle und Ideen leise erwecken. Alles verschmilzt in das unnennbare und untheilbare Ganze einer lieblichen Dämmerung, wo nur die äußersten Umrisse, die schönsten Contouren noch sichtbar sind und schon allmählig in den Nebel der Vergangenheit zerrinnen. Aber den Zauber der Aussicht, wer vermag den zu beschreiben, da ihn die Seele mit Mühe faßt! O! bester Herr Rath, jetzt verschwindet der Schleier, den Vorurtheile, Thorheiten, eingeschränkter Sinn und Verwirrung um meine Augen legten; ich sehe in einem Moment der glücklichsten Bergeistigung das bunte Jahrmartts-gewühl meines bisherigen Lebens vor mir. Was die Natur und Gegenwart auseinander zieht, wird in der Erinnerung der Ordnung leicht gefaßtes Glied, wie mein lieber Schiller,*) nur auf eine

*) In den Künstlern.

andere Art sagt. Ich sehe mich in allen den lächerlichen, sonderbaren, abenteuerlichen und unnatürlichen Masken, mit welchen mich eine herrenlose Phantasie und die Grille des Augenblicks bekleidete, und bedaure nur die geduldigen Freunde des pfadlosen Irrlings. Aber meine gutmüthige, leicht zu gewinnende Einbildungskraft läßt mir doch auch so manchen Augenblick vorbei gehen, in welchem zwangloser Frohsinn, jugendliche Schwärmerei und so manche andere Begleiter meines Lebens mich in lieblichen Träumen entzückten, und in welchem Freunde der Wahrheit und der sittlichen Schönheit eine Herrschaft über mein Herz behaupteten, die mir unvergeßlich bleiben wird und mich in das süße Gefühl einwiegt, von Männern der Aufmerksamkeit gewürdigt worden zu seyn, die leicht in ein zärtlicheres Gefühl übergeht. Es bemächtigen sich Hoffnungen und Erwartungen meiner Seele, und beseligendere Gefühle verdrängen die unangenehmeren des Unwillens und Mitleidens mit sich selbst, die ich schon in Jena oft empfand und daher ein gewaltames Mittel ergriff, um mich loszureißen von den Thorheiten und Verirrungen, die mich in Jena zu verfolgen schienen und zu Gewohnheiten wurden. Wie weh that es mir nicht, so vieles zu verlassen, was meiner Seele heimisch geworden war, Männer zu verlassen, deren bereitwillige Freundschaft, deren seelenvoller Umgang mir Früchte zu versprechen schien, die mir vielleicht nie wieder so reifen. Aber

ich mußte mich resigniren und dem mir nicht un=deutlichen Winke des Schicksals folgen. Ich breche ab: schon zu lange sprach ich von mir, ich wende mich zu einem Gegenstande, der meine ganze Seele füllt.

Von Schillern will ich mit Ihnen sprechen; \times denn kein Gegenstand der Unterhaltung ist Ihnen gewiß angenehmer und für mich interessanter. Sie haben ihn wieder gesehen, wenn Sie diesen Brief erhalten. Gewiß ist er munter, heiter, im vollen, entzückenden Gefühl seiner wiedergekehrten Gesundheit. Sie sehen ihn nun oft; Sie tauschen Ihre beiden Seelen oft an traulichen Abenden gegen einander um, und ich, der ich so heiß darnach dürstete, kann kein stiller, lauschender, nichts verlierender, alles tief verschlingender Zeuge dieses herrlichen Schauspiels sein. Ach! wenn ich nur Schillern nenne, welches Heer von Empfindungen lebt in mir auf; wie mannichfaltige und reiche Züge versammeln sich zu dem einzigen, entzückenden Bilde Schillers und wetteifern wie zaubernde Geister an der Vollendung des blendenden Gemäldes; und stört mich dann in diesem Zaubermahl der Phantasie der nagende Gedanke, daß dieser Mann der Vernichtung nahe war, Schiller, der mehr ist als Millionen Alltagsmenschen, der den begierdelosen Wesen, die wir Geister nennen, den Wunsch abnöthigen könnte, Sterbliche zu werden, dessen Seele die Natur *con amore* gebildet zu haben scheint, dessen sittliche

Größe und Schönheit allein eine Welt, deren Bewohner er wäre, vom verdienten Untergange retten könnte, Schiller, der so eine entzückende Form mit so viel Stoff, so viel Natürlichkeit mit so viel Natur, so viel Individualität mit so viel Allgemeinheit, so viel Herzensgüte mit so viel Herzensstärke, so viel Einfachheit mit so viel Reichthum, so viel System mit so viel Art, so viel Charakter mit so viel Sinn, so viel Schema mit so viel Anwendung, so viele transcendente Einbildungskraft und so viel Methode in der transcendenten, so viel Größe mit so viel Würde, so viel Liebenswürdigkeit mit so viel Liebe, so viel Grazie mit so viel Ernst vereinigt, in dessen Natur so viel Kunst, und in dessen Kunst so viel Natur ist, der so viel Gesichtspunkte und doch nur Einen hat, und endlich, der einer der seltenen Menschen ist, denen die Götter das hohe Geheimniß von Angesicht zu Angesicht offenbarten, daß die Schönheit und Wahrheit eine und dieselbe Göttin sei, und daß die Vernunft der einzige Name und das einzige Heil sei, das den Menschen auf Erden gegeben worden, der einzig wahre, ächte Logos, der von Gott ausgegangen ist und zu ihm zurückkehrt: — wenn, sage ich, dieser Gedanke mich stört, so bebe ich unfreiwillig vor meiner eigenen Existenz zurück, und es drängt sich ein Scufzer zwischen meine Lippen, in welchen aller Glaube an eine höhere Hand, die den Faden lenkt,

und die ganze Liebe und das Mitleid gegen eine Menschheit gepreßt ist.

Aber er lebt und bleibt vielleicht leben. Stolz schlägt mein Herz, denn dieser Mann ist ein Deutscher; ich kannte ihn und er war mein Freund. Wie lebendig wird mir das Andenken an die Stunden, da ich ihn sah, besonders an die, da ich ihn zum erstenmal sah, ihn, das Traumbild der seligsten Stunden meines Knabenalters, da die höhere Macht der Musen und Grazien den ersten herrlichen bleibenden Eindruck auf meine junge Seele machte, und ich mit meinem Ideal in der Phantasie vor Schiller trat und mein Ideal weit übertroffen erblickte. Sein Blick warf mich nieder in den Staub und richtete mich wieder auf. Das vollste, uneingeschränkste Zutrauen schenkte ich ihm in den ersten Minuten, und nie ahnte mir nur, daß meine Schenkung zu übereilt gewesen sei. Hätt' er nie mit mir gesprochen, nie Theil an mir genommen, mich nicht bemerkt, mein Herz wäre ihm unveränderlich geblieben; denn ich erkannte in ihm den höhern Genius, der über Jahrhunderte waltet, und schmiegte mich willig und gern unter den Befehl des Schicksals. Ihm zu gefallen, ihm zu dienen, nur ein kleines Interesse für mich bei ihm zu erregen, war mein Dichten und Sinnen bei Tage und der letzte Gedanke, mit welchem mein Bewußtsein Abends erlosch. Eine Geliebte hätte ich für

ihn weinend aus dem Herzen gerissen, wenn die Vorsehung ein so hartes Opfer verlangt hätte, meinem liebsten, Jahre lang gehegten Wunsche am Rande seiner Erfüllung entsagt; denn das Leben ist nicht das stärkste Opfer, was Enthusiasmus und Liebe ihrem angebeteten Gegenstande bringen können, denn wir fühlen nicht seinen Verlust. Sein Wort hätte Funken zu Heldenthaten in mir geschlagen, die keine Noth, kein Hinderniß hätten ersticken können, und vielleicht ist selbst das Gute und Schöne, dessen Spuren meine Seele trägt und tragen wird, schon durch sein Beispiel größtentheils mit sein Werk. Brächte ich einst Werke hervor, die einen innern Werth unabhängig in sich trügen, thät' ich etwas, das einen edlern Ursprung, eine schönere Quelle verriethe, so ist es auch größtentheils Schiller, dem ich die Anlage, den Entwurf zur vollendeteren Form verdanke. Er zog in meine Seele die sanften, weichen Linien des Schönen und des Guten, die meine männlichere Vernunft nur tiefer zu ziehen, nur um die schärfsten Ecken zu weben und zu schwingen braucht, um mein Glück und meine Ruhe auf Ewigkeiten zu gründen. Er bietet mir vom Pfort der himmlischen Vaterwelt die Hände, um die gesunkene Psyche heraufzuheben.

Könnte ihn Jemand besser zeichnen, Jemand besser die wahrnehmbaren Umrisse seines intellektuellen Wesens, die die gewagtesten, reinsten, gelungensten und feinsten sind, in irgend einer mensch-

lichen Sprache entwerfen, als er selbst im Bilde seines Posa gethan hat? Nichts hat er vergessen als die Anwendung und die mindere Anmaßung, die seinen Charakter noch menschlicher, liebenswürdiger und umfassender macht. Eben diese stille Größe und sittliche Erhabenheit, eben dieses Weltbürgerherz, das für mehr als Menschheiten schlägt, und doch diese idealische Liebe auf reine Seelen um sich überträgt und nicht den Einzelnen entgelten läßt, was die Natur minder für sie, als fürs ganze Geschlecht that, eben dies nicht auf Erden Heimische und doch Zufriedene, nicht Klagende, Heilige, Resignirende, was die gereifteste Frucht der Humanität ist, das Resultat der höchsten Philosophie des Sterblichen, welches einst in jenen traurigen Tagen mit den Griechen verblühte. Ihm gab das Schicksal die göttliche Gabe, alles, was er berührt, in das reinste Gold des geläutertsten Menschensinns, in das Eigenthum und Erbtheil der sittlichen Grazie zu verwandeln. Wissenschaften werden im längern Laufe seines Lebens unter seinem wohlthätigen Fluge aufblühen, und um kurz ein Gemälde vorüber zu gehen, das der scharfsichtige Blick des Künstlers selbst vielleicht noch nicht übersehen kann, er wird nebst einem Manne, den mir die Bescheidenheit zu nennen verbietet, der Erzieher des künftigen Jahrhunderts werden. Die Nachwelt zeigt ihm seinen Platz unter den kraftvollen Männern, die zur

treffendsten, bittersten Charakteristik unserer Zeiten beinahe vergessen sind oder doch vernachlässigt unter ihrer Würde. Welcher Edle stimmt mir nicht bei, wenn ich Franklin, Linné, Haller, Newton, Baco, Luther, Hutten, Galiläi, Lessing, Leibniß, Spinoza, Michel Angelo, d'Alembert und Machiavell nenne?

Oft, wenn in schwärmerischen Stunden das Bild der Vorzeit in uns erwacht, wenn die Bonmots der Natur, unsere Voltaire, Helvetius und die andern Modephilosophen und Modehelden unseres Jahrhunderts vor den alten herrlichen Söhnen der Natur verschwinden, wie ein künstliches Feuerrad beim Morgenstern, oder ein wüther Einsall vor dem Erguß einer edeln, ungezwungenen, wahren Empfindung, wenn uns unsere Zeiten, unsere moralischen Krüppel und Zwitter mit allen ihren Gebrechen und Scheusalen aneckeln, und wir wie Hiob der Stunde unserer Geburt zürnen, dann versöhnt uns oft ein Blick auf diese unsere Zeitgenossen mit Allem, und die mürrische Klage erstickt auf den Lippen in ein Lispeln des Danks und in die abgebrochenen glühenden Laute der Liebe und Bewunderung.

Mein Morgen- und Abendgebet ist um Gesundheit: um die glänzendsten Lebensperioden Schillers mit genießen zu können, um von ihm begeistert auch höhern Zwecken nachzustreben; gibt mir diese die Vorsehung, was will ich weiter? Beschäftigung

und Freudigkeit zu handeln hab' ich dann auf Ewigkeiten.

Erlauben Sie mir, daß ich noch einmal Baggesen, diesem göttlichen Menschen, freilich mit sehr ungleichen Kräften, auf eine gewisse Art nachahme. Ich kenne keine Manier, die fähiger wäre, feinere Nüancen auszudrücken, als diese. Wenn noch einst meine Bewegung zur Thätigkeit, meine Reizbarkeit zu ächtem Gefühl, meine Natürlichkeit zur Natur, meine Funken zur Wärme, meine Genialität zu Genie, mein Entwurf zur Ausführung, meine Vorstellung der Empfindung zur Empfindung, meine Mäßigkeit in Mäßigung, mein Sinn zu Charakter, meine Anlage zur Ordnung, meine Vielseitigkeit zur Mannichfaltigkeit, und meine Vielheit zur Einheit, meine Ahnungen zu System verschmelzen, und meine Vernunft das entscheidende Uebergewicht über Sinnlichkeit und Phantasie erhält, und Natur und Einfachheit meine Hausgottheiten werden, meine Liebe und mein Enthusiasmus für so viele Dinge eine bestimmte, festere Richtung, eine eben so leichte, als glückliche Anwendung erhalten: dann verdank' ich wenigstens Ihnen, Schillern und Schmeden die dazu so nöthige Aufmerksamkeit und Beobachtung meiner selbst, ohne die alle Kämpfe fruchtlos, alle Mühen vergeblich sind. Empfangen Sie hier meinen glühendsten Dank aus dem gerührtesten Herzen für Alles, was Sie mittelbar oder unmittelbar für mich thaten, für die Aufmunterungen, die Sie mir gaben, für

4*

die Geduld, die Sie mit meinen Schwächen, Thorheiten und Rhapsodien hatten, und glauben Sie, daß schon der Wunsch, nicht undankbar zu sein, mich zur höchsten Anstrengung meiner Kräfte bewegen könnte, um Ihnen durch Handlungen und Selbstbildung zu zeigen, daß Ihre angewandten Bemühungen und der Reiz Ihres Beispiels nicht umsonst waren.

Ich werde in drei Wochen nach Leipzig abgehen, und nach einer gänzlich veränderten Lebensordnung zu leben dort anfangen. Jurisprudenz, Mathematik und Philosophie sollen die drei Wissenschaften sein, denen ich diesen Winter mich mit Leib und Seele ergeben will, und im strengsten Sinne ergeben. Ich muß mehr Festigkeit, mehr Bestimmtheit, mehr Plan, mehr Zweck mir zu erringen suchen, und dies kann ich am leichtesten durch ein strenges Studium dieser Wissenschaften erlangen. Seelenfasten in Absicht der schönen Wissenschaften und gewissenhafte Enthaltbarkeit von allem Zweckwidrigen hab' ich mir zum strengsten Gesetz gemacht. *Ἦνάμι σεαυτόν* soll mein *memento mori* sein, und *λάθε βιώσας* der Wahlspruch meines praktischen Lebens. Schiller zeigte mir höhere, reizendere Zwecke in dem Studium dieser ernsteren Wissenschaften, für die jeder nur einigermaßen an Kopf und Herzen gesunde und unverdorrene Mensch sich feurig und lebhaft interessiren muß. Er lehrte mich dem Wink meines Schicksals lauschen und ihm

gehorsam sein. Er zeigte mir, daß man könne, was man solle, und daß wahre Größe des Geistes und ächte sittliche Schönheit des Charakters mit eingeschränkten Zwecken, wenn man zu höhern Beruf hätte, unverträglich sei. Ich brauche mich auch deswegen, wie ich neulich an Schiller schrieb, nicht an Kopf und Herz von meiner Brodwissenschaft abälardifiren zu lassen. Musen und Grazien können immer die vertrauten und nützlichen Gespielen meiner Nebenstunden bleiben, Lieblingen derselben immer wärmer und inniger mein Herz entgegen schlagen. Ihre Werke werden immer einen unaussprechlichen, Sinn und Geist hinreißenden, über Alles erhabenen Zauber für mich behalten und im heiligen Selbstgefühl der Unschuld und Sittlichkeit alle meine Gedanken und Empfindungen mit dem Siegel der Begeisterung und Hoheit bezeichnen. Denn das Entzücken, welches hieraus entspringt, verlöscht nur mit dem letzten Auseinanderdrange meiner Nerven, mit der Bewegung, die mein Innerstes gewaltsam auflöst, mit dem Athemzuge, der den Gott in mir befreit. Empfehlen Sie mich der Frau Rätthin, dem Nachbild von Schillers Elisabeth, meinem lieben großen Schiller, und denken Sie zuweilen an Ihren Sie innig liebenden Freund und Verehrer

Fr. Leopold v. Hardenberg.

Beste, gnädige Frau.

Endlich ergreife ich eine der süßesten Erlaubnisse meines Lebens. Es würde langweilig sein, Ihnen die Hindernisse vorzurechnen, die bisher einem meiner liebsten Wünsche entgegen traten. Lieber verweile ich bei dem frohen Hinblick auf eine Zukunft, wo ein regelmäßiger Briefwechsel Leiden und Freuden zwischen uns theilt und eine Freundschaft schon hier unterhält, die längern Othem haben dürfte als für die Erdgebirge. Das Bedürfniß einer Mittheilung an eine feingebildete, weibliche Seele ist für mich so dringend, so wohlthätig, so natürlich, daß ich es als einen sehr bestimmten Zug meines Lebens ansehe, daß ich Liebe und Freundschaft zugleich fand — und so Beide durch diese Vereinigung gewonnen. In der Freundschaft muß ein Funken Liebe — in der Liebe eine Ader von Freundschaft seyn. — In Mischungen solcher Art wohnt die Seele des Genusses. Ich fordere Sie zu der wohlthätigsten Bestimmung auf — Ihr Geschlecht empfing von der Natur die unauslöschliche Sehnsucht — wohlzuthun — Seien Sie meine Bildnerin, — meine Rathgeberin, meine Freundin — und erlauben Sie mir dann, alle Bürgerkränze Ihnen zu Füßen zu legen, die ich verdienen muß. Ruhe — verständigen Sinn — Geschmack und Aufheiterung — das hoffe ich in Ihrer Schule zu lernen — Mehr aber noch als dies, ich hoffe dabei von Ihnen zu lernen, wohlthätig zu seyn, ohne

Dank zu verlangen, ohne Erwiederung voraussehen zu können.

Bisher haben Sie mich nur von der muntern Seite kennen gelernt — Verzeihen Sie mir die Unbescheidenheit, — es wäre mir nicht lieb, wenn ich nicht bessere Seiten hätte — und hätte ich auch nur die Eine, daß ich den ernsthaftesten Wunsch von der Welt hege, einst die Achtung aller Menschen, die Ihnen gleichen, werth zu seyn. Ich sehe viele Unannehmlichkeiten auf meinem Gange voraus — mein Anfang wird klein — die Hindernisse groß und meine Kraft ungeübt seyn; — aber Muth und Zuversicht lassen nicht stecken, und können die mir fehlen, wenn Ihre Freundschaft, Ihre Wünsche mich begleiten? Ich werde vielleicht unglücklich seyn, denn die Natur schuf mich reizbar; — aber die Achtung der bessern Menschen, die mich genauer kennen, hoffe ich nie zu verlieren. Ein feltner, schöner Zufall hat mich in den Kreis einer Familie geführt, wo ich gefunden habe, was ich suchte, wo ich finden werde, was ich fast nicht zu hoffen wagte. Was die Geburt mir versagte, hat das Glück mir gegeben — Ich vermisse in meinem Geburtskreise, was ich in einer fremden Mitte beisammen sehe. Ich fühle, daß es nähere Verwandtschaften giebt, als die das Blut knüpft — ich finde, daß der Zufall in eine sehr mütterliche Laune für mich gerathen ist, — indeß der gewöhnliche Schlendrian der Dinge mir so viel als möglich die übelsten

Dienste von der Welt leistet. Ein fremdes Auge beurtheilt ein Spiel am richtigsten — Stellen Sie sich hinter meinen Stuhl — Ihrer Erfahrung, Ihrem unwiderstehlichen Trost bei Unfällen vertraue ich mich ganz an — aber ich darf die Rechnung nicht ohne den Wirth machen, darum bis zu dieser Gewißheit Ihr

unterthäniger Diener

Fr. v. S.

Weißenfels, den ersten April 1796.

Eine Reflexion über den heutigen Tag ließ mich schnell die Feder ergreifen, um an Sie zu schreiben. Sie wissen, in welchem Credit der Tag steht; fast scheint es, als hätte er seinen Ruf dem weiblichen Geschlecht zu danken; wenigstens könnte Jemand, der viel mit demselben zu kramen hätte, in Versuchung gerathen, den ersten April für den Tonangeber des ganzen Jahres zu halten. Sie verzeihen diese Digression, ohne die Sie schwerlich heute um einen Brief reicher von mir geworden wären, und wenn besagter Brief leserlich wird, so hat der erste April daran seinen guten Theil; denn wo käme mir sonst die gute Laune her, Ihren schönen, schwarzen Augen gegenüber, so ruhig zu philosophiren, als blätterte ich auf meinem Sopha in dem großen Buche der Natur, und holte mir Erläuterungen aus den vieldeutigen Gypsbarthen um

mich her. Wie würden Sie sich wundern, wenn Sie das berühmte Buch der Natur sich so behend zwischen meinen Fingern drehen sähen, wenn Sie in einigen Bogen in 4. alle die Wunder gedrängt erblickten, die die Natur seit Jahrtausenden thut und täglich unter unseren Augen wiederholt — Sie würden es ohne Zweifel für den genievollsten Extract halten, der sich je habe schwarz auf weiß sehen lassen, und so begierig danach greifen, als ein Schiffbrüchiger nach dem letzten Brete; ja, wenn ich Bedingungen machen sollte, Sie würden sich jede Capitulation gefallen lassen, denn würde nicht jede Aufopferung dadurch reichlichst ersetzt? Wenn Sie mich ruhig ausshören wollen, so werden Sie, ohne etwas zu wagen, eine Entdeckung machen, die Sie den Tag des Empfangs von diesem Briefe vielleicht immer segnen lehrt und die in genauer Beziehung auf vorgedachtes Buch steht. Sie sollen erfahren, daß Sie bereits im Besitze eines gewissen Etwas sind, ohne es zu wissen, dessen gehörige Kenntniß und Gebrauch Sie zu dem Range jener fabelhaften Wesen erhebt, die man Feen nennt, und von denen keine Spur mehr existirt, als die Launen, wodurch sich diese höheren Geschöpfe sehr kenntlich machten, und die Sie, bei Ihrer Flucht in ein besseres Klima, wahrscheinlich als Masken von sich warfen, mit denen sich nachher ein Geschlecht geschmückt hat, das nie feenhafter ist, als in feinen Launen. Obiges Etwas wird Sie in den Stand setzen 1) die Zu-

kunft auß genaueste vorherzusehen. 2) Vorherzubesimmen, was jeder Tag für ein Geschäft am meisten begünstigt. 3) Lehrt es Sie den Einfluß der Gestirne kennen. 4) Giebt es Ihnen alle Gelegenheit, um steinreich, allflug und allmächtig zu werden. 5) Dient es Ihnen zum Faustischen Mantel, wenn Sie sich nach den Mitteln bequemen, die es enthält, um überall hinzukommen. 6) Macht es Sie mit einer großen Zahl unbekannter Wohlthäter und Wohlthäterinnen der Menschheit bekannt. 7) Können Sie sich nach seiner Vorschrift bis zum jüngsten Tage finden. — Ueberdem enthält es noch eine Fülle von Menschenkenntniß, — einen Schatz schätzbarer, wissenschaftlicher Bemerkungen — Stoff, um eine Lebenszeit zu studiren — endlich ist jedes Blatt voll von unsichtbaren Freunden, die Sie nie verlassen und die sich unablässig bestreben, Ihnen das Leben so leicht, die Zeit so kurz, Genuß und Arbeit so angenehm zu machen, als Sie verdienen. Von allen diesen enthält es auch das Entgegengesetzte, und ich sehe Ihre Verwunderung und Neugier auß Höchste steigen, wenn ich noch hinzufüge, daß es überall verfertigt wird, und so gut das Werk des dümmsten Teufels als des klügsten Mannes ist — daß ich mich sehr irren müßte, wenn es nicht hinter Ihrem Spiegel, oder dem Spiegelein von Dero Jose steckt — Sie errathen, daß ich —

den Kalender

meine. Es hieße ein schlechtes Zutrauen zu Ihrem Wize verrathen, wenn Sie nicht auß Buchstäblichste jedes meiner Worte über ihn wahr fänden und zu Ihrem Herzen — wenn Sie mir nicht ewig für diese Enthüllung verbunden wären und im Mangel einer persönlichen Dankbarkeit mir wenigstens alle andere Ehrenbezeugungen erwiesen, die in Ihren Kräften ständen, z. B. auß dem Stegreif ein Denkmal taliter qualiter ohne Subscription errichteten; Mir Ihr Herz in Taschenformat dedicirten; Mich bei Gelegenheit in Kupfer stächen (die Art überlasse ich Ihrer Erfindungskraft), meinen Namen an einen Galgen schlügen, an dem ich selbst originaliter, nicht bloß titulative, gern ewig zappeln möchte (allenfalls en médaillon). Denken Sie über die Sache nach — Ich kenne Ihr Herz und man braucht nicht vor dem „Zu Wenig“ bange zu sein. Das müssen Sie mir aber gestehen, daß mit diesem Tage eine ganz neue Periode Ihres Lebens beginnt — denn Sie wissen nun, was Sie an einem Kalender haben, und überzeugen sich von dem, was ich daran habe, am besten auß diesem Briefe — der ganz ein Produkt des Kalenders ist. O! wenn Sie wüßten, welche Dienste mir dieser Freund täglich erweist — wie ich bei ihm nie nach Trost und Muth vergebens suche, wie er meine einzige Lectüre gewöhnlich ist, wie lehrreich, Zeit verkürzend er mir ward, Sie würden den Enthusiasmus noch kühl finden, mit dem ich von ihm rede. Lassen Sie

ihn gut bei sich accreditirt seyn — Sie vergessen mirs nie, daß ich Ihnen diese Bekanntschaft gemacht habe — und könnte ich mit einer glücklicheren Aussicht einen Brief schließen, der glücklicher ist als sein Verfasser?

Ihr

Freund Hardenberg.

Dörrenberg, den 18. Julius.

Immer hat es ein ungünstiger Zufall verhindert, daß ich Ihnen schrieb. In Grüningen hoffte ich Sie zu sehen. Ich ging so froh von dort weg — Meine Sophie erklärt Mein, — so gut, so himmlisch gegen mich — ohne Ahndung, daß Ihre Krankheit noch etwas zu bedeuten habe, — voll Hoffnung für die Zukunft, da meiner Aeltern Genehmigung mir gewiß war, da ich nun so ungestört, so frei in Grüningen sein konnte — und nun auf einmal die Gefahr Alles zu verlieren! — In Jena fand ich meine Sophie heiter und gefaßt; aber Starke selbst sprach mir nicht uneingeschränkt, unbedingt Muth zu: — „Ich hoffe nicht — es ist freilich eine bedenkliche Krankheit — Indes die Jahre des Fräuleins und daß sie anfängt sich zu bessern, läßt mich noch Hoffnung fassen.“ — So sprach er und denken Sie mich dabei — und nun entfernt und allein — recht in Muße alle Qual mir langsam zumessen zu können.

Auf den Sonnabend gehe ich wieder hin. Gott, wenn Sie dann reisen könnte! Es wär unaussprechlicher Jubel. An einen schlimmen Ausgang darf ich nicht denken — dann leben Sie wohl auf ewig — Indesß ist ein guter Gott im Himmel. — Sophie ist zu Mehr bestimmt und ich vielleicht auch — ich glaube und bete. Behalten Sie mich lieb — Sie wissen, daß ich Sie nie aufhören kann zu schätzen und zu lieben.

Hardenberg.

Weißenfels, den 24. Aug.

Nicht wahr, liebe L., ein wenig spät? Sie wissen, ich hätte Ihren lieben, durchaus schönen Brief gewiß eher beantwortet, wenn ich Zeit gehabt. Auch jetzt ist diese kurz; — aber Sie sollen doch wissen, was Sophie macht und wissen, daß ich Sie ganz gränzenlos schätze. Die Mutter ist in Grönningen und Karoline dafür in Jena. In 14 Tagen denkt Starke seine Patientin entlassen zu können. Es war doch eine zweite Incision nöthig — aber mit ihr hofft er, den Faden der Krankheit durchschnitten zu haben. Unsre Sophie trägt sich trefflich. Sie ist immer heiter und tröstend. Ich liebe Sie fast mehr, Ihrer Krankheit wegen. Meine Nestern waren ganz außer sich über Sophiens Krankheit, und mein Vater denkt ernstlich darauf, Sie zu besuchen. Er trug mir auf, Ihnen Schöben

zum Aufenthalte anzubieten und scheint ängstlicher über den Ausgang zu sein, als ich. Mir steht der Glaube an Ihre Genesung zu fest — Er ist mit meiner irdischen Existenz innig verwebt und fußt auf einem Blick, der wohl nicht trügt. Es ist jetzt alles in Wirbel bei uns gewesen. Der Kurfürst hat herkommen wollen — die Truppenmärsche — der nahe Feind — alles verbreitete Unruhe. Nur gut, daß das Contingent bald kam. Mein Bruder ist Adjutant bei Zeschwitz. Er und M. haben uns besuchen wollen — Jetzt scheinen sie sich aber ohnedem uns nähern zu wollen — da das Contingent tiefer herein rückt. Moriz M. hat nebst einigen andern den Heinrichsorden. Erasmus ist hier gewesen und legt sich Ihnen zu Füßen. Nun, auf Michaelis, denk' ich, wollen wir uns alle umarmen und des überstandenen Trübials vergessen. Schreiben Sie mir bald, liebenswürdige Frau; Ihre Briefe befriedigen Geschmack, Geist und Herz zugleich — Sie gewähren mir einen unaussprechlich süßen Genuß und haben bleibenden Werth für mich.

Leben Sie wohl.

Ihr

Freund

Gardenberg.

Weißenfels, den 19. September.

Sie haben recht lange keinen Brief von mir erhalten. Aber Sorgen, Reisen und Geschäfte sind doch wohl gültige Ehehaften? Seitdem ich Ihnen nicht schrieb, bin ich unterschiedliche Mal in Jena gewesen. Einmal mit meinem Vater und Schwester. Denselben Tag, da wir ankamen, wurden wir spät Abends von M. und meinem Bruder überrascht, nachdem wir schon vorher ein Rendezvous in Auma projectirt hatten, wohin die M. mit uns reisen sollte. Es traf gerade die Abwesenheit der Mutter, und nur das vermißten wir im Genuß der schönen Tage, die wir zusammenblieben. Sophie hat eine völlige Eroberung an meinem Vater und Schwester gemacht. Keine seiner Töchter liebt er zärtlicher, und seine Lieblingsunterhaltung ist Sie geworden. Dies macht ihrem Eroberertalent um so viel mehr Ehre, da mein Vater seinen Jahren und seinem Charakter nach sich schwer zu ergeben pflegt. Diesem Eindruck zufolge gerieth er von selbst auf die Idee, Sophie, sobald sie reisen könnte, auf eine Zeitlang nach Weißenfels zu nehmen. Meine Aeltern und alle wünschten es lebhaft, und ich machte den Antrag, der von Seiten des Vaters äußerst verbindlich und artig angenommen, von Seiten der Mutter nicht verweigert und von Sophiens Seite mit vielen Bedenklichkeiten aufgenommen ward. Sie entschloß sich aber doch endlich meinen Aeltern zu Liebe dazu. Um ihre Sehnsucht nach Grüningen, als den wich-

tigsten Grund ihrer Abneigung, zu mildern, bat die Mutter den Vater, bei seiner Herkunft zur Abreise und Trennung, da meine Mutter Sophie selbst abholen will, die Ma chère mitzubringen. So steht es denn jetzt, da mancherlei Umstände die Vollendung der Kur noch aufhalten. Während der Anwesenheit meines Vaters zu Jena geschah auf sein Anstiften die dritte, höchst nöthige, aber schmerzhafteste Operation, deren Folgen noch dauern. Gewiß ist es die letzte, und nur noch kleine Vernachlässigungen haben die Zuheilung der letzten Wunde verhindert. Der Hofrath gibt allen Trost und bittet nur dringend um genaue Obacht und Abwartung. Dies bewog auch vorzüglich meinen Vater zu dem Wunsche, Sophie bei sich zu haben. Bei uns ist man auf Krankenpflege weit besser abgerichtet. — Man ist viel sorgfältiger und genauer im Brauchen einer Kur — Gesellschaft und Zerstreuung findet sie bei uns schon der Stadt wegen mehr — und im Nothfalle ist Jena in 5 Stunden zu erreichen. Sonst sind sie in Jena recht in ihrem Esse. Der Professor Woltmann gibt sich alle Mühe sie zu unterhalten. Es gibt einige artige Weiber da — die M. hat einmal getanzt — es sind Concerts gewesen. — Sie sind spazieren gefahren — der berühmte Göthe hat neuerlich ihre Bekanntschaft gemacht und scheint vorzügliches Interesse an der Kleinen zu nehmen. So angenehm der Aufenthalt in dieser Rücksicht für sie ist, wünsche ich ihn doch

von Herzen bald geendigt. Der Sommer ist mir recht fatal verstrichen. Ich sehe die Seele meines Lebens langwierig leiden, ohne ihr helfen zu können, und eine unaufhörliche Unruhe läßt mich nie zu Athem kommen. Von Neuigkeiten ist Alles still. Unsere Truppen stehen noch fest an der Grenze. — Der Kurfürst scheint nicht herkommen zu wollen, besonders da man die Niederkunft der Kurfürstin Ende Novembers erwartet. Thugut will schlechterdings keinen Frieden. Nehmen Sie vorlieb und vergessen Sie nicht Ihrem alten Freund bald Nachricht von sich zu geben.

Gardenberg.

Weißenfels, den 8. Febr. 1797.

Aus einem Briefe der Danscour ersah ich, daß Sie sich meiner gnädigst erinnert hatten. Dies hat mich aufgemuntert, mich selbst wieder bei Ihnen in Erinnerung zu bringen und diese Gelegenheit zu benutzen, um Ihnen meine zärtlichste Achtung zu bezeugen. Ich weiß wohl, daß ich mit einer Entschuldigung des Vergangenen anfangen sollte; — allein sollte meine peinliche Lage mich nicht längst bei Ihnen entschuldigt haben? Es war mir eine gute Portion Leichtfinn nöthig, um zeither nur noch so fertig zu werden, — um ruhig schlafen, arbeiten, denken, sprechen und gleich Andern seyn zu können.

Rechnen Sie hierzu noch eine Menge andere Verdrießlichkeiten und Abhaltungen, so wird es Sie nicht mehr befremden, wenn ich, zufrieden das Nöthigste gethan zu haben, mich so tief als möglich in die Fluth des menschlichen Wissens versenke, um, so lange ich in diesen heiligen Wellen bin, die Traumwelt des Schicksals zu vergessen. Dort blühen mir allein die Hoffnungen auf, die ich hier verliere, — die hiesigen Rückschritte sind dortige Fortschritte, — das verwundende Schwert wird dort zum be= seelenden Zauberstabe und die Asche der irdischen Rosen ist das Mutterland der himmlischen. Ist nicht unser Abendstern der Morgenstern der Antipoden?

O! wenn noch Orakel vorhanden sind, so reden sie aus den Bäumen der Erkenntniß, so tönen sie in uns, so lesen wir sie im Sibyllinischen Buche der Natur. Meine Phantasie wächst wie meine Hoffnung sinkt — wenn diese ganz versunken ist und nichts zurückließ als einen Grenzstein, so wird meine Phantasie hoch genug sehn, um mich hinauf zu heben, wo ich das finde, was hier verloren ging. Frühzeitig hab' ich meine precaire Existenz fühlen gelernt, und vielleicht ist dieses Gefühl das erste Lebensgefühl in der künftigen Welt.

Wie sehr wünscht' ich einmal mit Ihnen einige Tage in Grüningen verleben zu können. Im März komme ich sicher hin, und dann mache ich mir das Vergnügen und hole Sie ab. Die Erfüllung des

Wunsches macht gewiß Ihr Glück wie das Meinige. Daß wir dann endlich aufhören mögen für Sophiens Tage zu zittern, daß ich nicht mehr wie ein verzweifelter Spieler lebe, dessen ganzes Wohl und Weh davon abhängt, ob ein Blüthenblatt in diese oder jene Welt fällt.

Leben Sie wohl,

Beste L. und
bleiben Sie die Freundin
Ihres
Freundes Hardenberg.

Tennstedt, den 13. April 1897.

Von hier aus hätten Sie wohl keine Antwort auf Ihren Brief erwartet. Ein sehr trauriges Ereigniß hat mich von Hause weggetrieben — der nahe Tod meines Bruders Erasmus. — Seine Krankheit ward erst seit 14 Tagen tödtlich, und jetzt ruht er wahrscheinlich schon von den Mühseligkeiten seines Lebens aus.

Sein Tod hat weniger Eindruck auf mich gemacht, als er zu jeder andern Zeit gemacht haben würde. Die Bitterkeit seiner letzten Stunden war sehr groß, und diese rührte mich am meisten. Seinen Tod habe ich ihm beneidet. Meine Aeltern und Geschwister sind sehr beklagenswerth — Sie waren noch so weich vom Schlage, der auch sie erschüttert

5*

hat — und nun dieses Glied aus der fest verschlungenen Kette — — —. Diese Zeit ist furchtbar gewesen — So viele gute Menschen unglücklich — die Hoffnungen zwei blühender Familien zerstört.

Das Blütenblatt ist nun in die andre Welt hinüber geweht — Der verzweifelte Spieler wirft die Karten aus der Hand, und lächelt, wie aus einem Traum erwacht, dem letzten Ruf des Wächters entgegen und harret des Morgenroths, das ihn zum frischen Leben in der wirklichen Welt ermuntert. Je ängstlicher die Träume — desto näher die erquickende Frühe.

Gute T. — bleiben Sie meine Freundin, so lange ich noch auf dieser Welt bin — Ich sehe sie, den Engel meines Lebens, meine ewige Sophie, bald, sehr bald wieder. Es ist frühzeitig dunkel und einsam geworden. Verkürzen Sie dem Einsamen, Sehnsuchtsvollen noch die Stunden, die ihn von sich selbst, vom ewigen Frieden trennen. Es erquickt mich so sehr, mich noch recht mit einigen guten Menschen zu setzen, ehe ich ihr folge. Vielleicht sehen Sie noch Einen Stein, meinem Wunsch gemäß, ihre und meine Nische bedecken. Sie glauben nicht, wie abgestorben ich mich fühle — dennoch bin ich gewöhnlich ruhig, theilnehmend und fähig, alle meine Arbeiten zu machen — Ich habe noch Einiges zu verrichten — dann mag die Flamme der Liebe und Sehnsucht auflodern und dem ge-

liebten Schatten die liebende Seele nachsenden. Der Augenblick des Wiedersehens ist der freudigste Augenblick, den ich noch unter dieser Sonne habe.

Sie umgiebt mich unaufhörlich — Alles was ich noch thue, thue ich in ihrem Namen. Sie war der Anfang — sie wird das Ende meines Lebens seyn. Ihre Leiden sind mir Wunden, die nur die balsamische Luft einer bessern Welt heilen wird. Es ist ein unaussprechliches Gefühl — einen Engel wie Sie — eine Geliebte wie Sie, in so schrecklichen Kämpfen gewußt zu haben.

Das Verlangen, ihrem Grabe näher zu seyn, überwog die Angst vor den Erinnerungen dieser Gegend. Es ist auch mein Grab. — Meine ganze Freude, meine Ausichten — mein Leben, meine Liebe liegen hier begraben. — Ihr und mein Grab werden mich gewiß, so lange ich noch lebe, mit unaussprechlicher Liebe und Kraft zu allem Guten erfüllen. Die Gewißheit, daß Sie um mich ist, daß Sie mich, den so ganz Ihr Gewidmeten, noch ein wenig liebt, besonders da Sie jetzt weiß, wie treu und ewig ich es mit ihr gemeint, diese Gewißheit erhebt mich zum Bessern und macht mich ihrer werther.

Nach Gr. möcht ich allein nicht kommen. Entweder begleitet mich der Herr Kreisamtmann — oder ich bitte Sie, daß Sie mir den Tag bestimmen, wo Sie hinkommen wollen.

. Ich liebe Sie alle jetzt mehr als jemals —

Sie sind meinem Herzen noch theurer geworden —
Sind Sie nicht die Hinterlassenen meiner Sophie
— die Sie so liebte, von denen Sie so geliebt
ward.

Ihre Freundschaft, Ihr allseitiges Zutrauen
wird mich noch unendlich wohl auf dieser Trauer=
welt machen.

Mit dieser Hoffnung, mit der innigsten Bitte
darum schließe ich.

Zeitlebens

Ihr

Freund

Gardenberg.

Weißenfels, den 16. Julius.

Du verlangst, bestes Väterchen, in Deinem Briefe
mein curriculum vitae academicae. Dieß ist kurz
dieses:

Michael 90 ging ich nach Jena.

Michael 91 nach Leipzig.

Ostern 93 nach Wittenberg.

Am 14. Junius 1794 ward ich daselbst exa=
minirt.

Im Herbst 1794 kam ich nach Tennstedt.

Anfangs 1796 ward ich bei den Salinen ver=
pflichtet.

Im Dezember 1797 ging ich nach Freiberg.

Pfingsten 99 kam ich nach Weiffenfels zurück.

Wir haben uns sehr über die Nachrichten von Deinem Wohlbefinden gefreut. Gott gebe nur, daß Dir und den Geschwistern das Bad recht zusagen möge. Von Töplitz aus wirst Du wohl mehr von Deinem Dresdner Aufenthalt schreiben. Hier bei uns ist nichts neues vorgefallen. Wohl sind wir Fandels Nachrichten haben mich in der That sehr gefreut — ich gönne dem Minister alles mögliche Gute. Ich wünsche nur, daß Du einen guten Freund in Töplitz triffst, der mit Dir plaudert und Dich gut unterhält. Die bisherige trockne Witterung wird Dich guter Laune gemacht haben. Von Salinenaffairen schreib ich Dir nicht eher, bis ich mit meinen Touren zu Stande bin und Urtern besucht habe, dann sollst Du einen vollständigen Bericht über den Zustand der Salinen und Kohlenwerke erhalten. Meister Hilbe bessert sich, und der Doktor glaubt an seine Genesung.

Ich bin jetzt oft in Gedanken bei euch — in den schattigen Gängen des Schloßgartens und der Fasanerie zu Dorn — auf den Höhen des Schloßbergs und des Berges hinter dem Garten. Vergiß nur den Milleschauer und Mußig nicht. Auf euere Erzählungen freue ich mich sehr.

Wenn euch nur Gott recht gesund macht, so wollen wir recht froh sein. Lebe wohl, bestes Bäterchen. Grüße die Geschwister herzlich. Künftig

ein Mehreres. Mit kindlicher Ehrfurcht Dein unter-
thäniger, Dich herzlich liebender Sohn
Friedrich von Hardenberg.

Weißenfels, den 22. März 1797.

Es ist für mich eine traurige Pflicht, Ihnen die Nachricht mitzutheilen, daß Sophie nicht mehr ist. Nach unaussprechlichen Leiden, die sie musterhaft ertrug, endigte sie den 19ten März früh um halb 10 Uhr. Den 17ten März 1783 war sie geboren, und den 15ten März 1795 erhielt ich von ihr die Gewißheit, daß sie Mein seyn wollte. Seit dem 7ten November 1795 hat sie gelitten. Acht Tage vor ihrem Tode verließ ich sie, mit der festesten Ueberzeugung, sie nicht wiederzusehen. — Es war über meine Kräfte, die entsetzlichen Kämpfe der unterliegenden blühenden Jugend, die fürchterlichen Beängstigungen des himmlischen Geschöpfes ohnmächtig mit anzusehen. Das Schicksal habe ich niemals gefürchtet. — Erst vor drei Wochen sahe ich es drohen. Es ist Abend um mich geworden, während ich noch in die Morgenröthe hineinsah. Meine Trauer ist grenzenlos, wie meine Liebe. Drei Jahre ist sie mein stündlicher Gedanke gewesen. Sie allein hat mich an das Leben, an das Land, an meine Beschäftigungen gefesselt. Mit ihr bin ich von allem getrennt, denn ich habe mich selbst fast nicht mehr. Aber es ist Abend geworden, und

es ist mir, als würde ich früh weggehen, und da möchte ich doch gern ruhig werden und lauter wohlwollende Gesichter um mich sehen — ganz in ihrem Geiste möchte ich leben, sanft und gutmüthig seyn, wie sie war.

Unvergeßlich wird mir wie meiner verewigten Sophie, die Freundschaft, die Sorgfalt seyn, mit der Sie ihre letzten Tage zu erheitern bemüht waren. Sophie hat sich Ihrer Gefälligkeiten mit dem wärmsten Danke noch erinnert, und ich habe einen stillen Auftrag gefühlt, Ihnen diesen Dank mit dem Meinigen vereinigt zu überbringen. Sie verzeihen meiner Liebe, wenn ich Ihnen sage, daß mich Ihre Aufmerksamkeit für Sophiens Wünsche, Ihr halbjähriges Zusammenleben mit ihr, Sie jetzt erst mir werth gemacht hat. Ich habe Sie in einer höchst ungünstigen Stimmung kennen gelernt. Sie haben mich nicht gesund gesehen. Ungeheure Widersprüche kreuzten sich in meiner Seele. — Sophiens Krankheit und tausend andere Verdrießlichkeiten hatten einen sehr widrigen Einfluß auf meine Denkungsart. Gern gestehe ich Ihnen jetzt, daß mir manches an Ihnen mehr mißfiel, als es zu jeder andern Zeit geschehen seyn würde. Ich mag Sie damals oft beleidigt haben. Verzeihen Sie mir beim Andenken an meine Sophie. Durch Thränen sieht man keine menschlichen Fehler — Thränen waschen jeden Flecken weg. Der Unglückliche drückt in einem höhern Gleichheitsgefühl jeden aufrichtig und warm

an das müde, liebende Herz. Behalten Sie mich lieb — ich traue Ihnen zu, daß Sie Sophiens immer mit warmer Achtung gedenken werden. Es ist möglich, daß ich diesen Sommer in — verlebe. Im Anfange werde ich viel Erinnerungen zu bekämpfen haben — aber ich freue mich doch, mit Ihnen recht viel von Sophien reden zu können — ich muß mich an die Vergangenheit halten, da ich von der Zukunft nichts mehr zu erwarten habe. Leben Sie wohl, und seyn Sie glücklicher als
Ihr Freund Hardenberg.

Tennstädt, den 14. April 1797.

Die Antwort auf Ihren wohlwollenden, zustimmenden, gefühlvollen Brief, glaubt' ich mündlich bringen zu können. Diese Freude war mir nicht bestimmt. Ich habe meinem Vorsatze, diesen Sommer in — eben so angenehm als lehrreich zuzubringen, entsagen müssen. Der unerwartet eintretende Tod meines Bruders Erasmus beschleunigte meine Abreise, und da wählt' ich Tennstädt — so weh mir die Erinnerungen thaten — weil ich hier unter sehr freundschaftlichen Menschen bin, und aus Verlangen nach der Nähe ihres Grabes.

Ich wußte schon von ihrer Krankheit, Lieber, -- aber ich wußte nicht, daß sie so gefährlich sei. Nur keine lange Krankheit — es ist etwas Entsetzliches und so etwas Unnützes, da nur Ideen, aber körperliche

Leiden nicht bilden — besonders wenn sie so schwer sind, daß der Geist sich nicht mehr ermannen kann. Meine Sophie hat einen schönen Tod gehabt. — Vorher sind einige schreckliche Tage gewesen, die sie still und lächelnd und tröstend durchlebt hat. Sie ist mit jeder Minute liebenswürdiger geworden. — Weiter und gefaßt hat sie zuletzt um ihren Tod gewußt. — Ein sanfter Schmerz hat sie auf einmal allen Lasten enthoben. Ihr unbemerkt ist ihr Körper schon die letzten Tage fast in völlige Auflösung übergegangen; die letzte Nacht phantasirt sie — auf einmal schüttelt sie mit dem Kopf — lächelt und sagt: Ich fühl's, ich bin närrisch — ich bin nicht mehr nütze in der Welt — ich muß fort.

Guter, — auch ich bins — das Beste in mir zieht sich zusammen — das Uebrige zerfällt in erbärmlichen Staub.

Sehr Recht haben Sie, daß ich das Zutrauen zu mir selbst nicht verlieren soll — damit halte ich sie allein noch fest. Es erwacht täglich beständiger, kräftiger in mir — es gedeiht jetzt in der süßen Ruhe, die mich umgiebt. Meine Kräfte haben eher zu= als abgenommen — ich fühle es jetzt oft, wie schicklich es hat so kommen müssen. Zufrieden bin ich ganz — die Kraft, die über den Tod erhebt, habe ich ganz neu gewonnen. — Einheit und Gestalt hat mein Wesen angenommen — es keimt schon ein künftiges Daseyn in mir. Diesen

Sommer will ich recht genießen, recht thätig seyn, mich recht in Liebe und Begeisterung stärken. — Krank will ich nicht zu ihr kommen — im vollen Gefühl der Freiheit — glücklich, wie ein Zugvogel seyn. Genußvoller fühle ich mich jetzt schon — die Farben sind heller auf dem dunkeln Grunde, der Morgen naht — das verkünden mir die ängstlichen Träume. Wie entzückt werde ich ihr erzählen, wenn ich nun aufwache, und mich in der alten, längstbekanntesten Urwelt finde, und sie vor mir steht. — Ich träumte von dir: ich hätte dich auf der Erde geliebt — du glichst dir auch in der irdischen Gestalt — du starbst — und da wahrte es noch ein ängstliches Weilschen, da folgte ich dir nach.

Sie wollen im Mai fortwandern — auf lange Zeit — gern hätte ich Sie noch einmal gesehen. Könnten Sie nicht noch hier in unsre Gegend kommen — oder wenn ich wüßte, daß Sie in Erfurt wären? Werden Sie nur nicht lange krank — dafür ist mir recht bange. Mein guter Erasmus hat mich diese Leiden tief wieder empfinden lassen. Ich habe ihn sehr lieb gehabt — jetzt verliert sich der Schmerz über seinen Verlust in die ungeheure Woge, die über meine Besitzungen herichlug.

Nun noch einiges Wenige. — . . . Anhänglichkeit an das erhabene Bild Sophiens hat mir ihn lieber gemacht, als alle seine trefflichen Werke. Jetzt habe ich ihn wahrhaft lieb — er gehört zu meinem

Herzen. Ich verhehle Ihnen nicht, daß ich . . . nicht für den Apostel der Schönheit halten könnte, wenn ihn nicht schon das bloße Bild ergriffen hätte. — Es ist gewiß nicht Leidenschaft — ich fühle es zu unwidersprechlich, zu kalt, zu sehr mit meiner ganzen Seele, daß sie Eine der edelsten, idealischen Gestalten war, die je auf Erden gewesen sind und seyn werden. Die schönsten Menschen müssen ihr ähnlich gewesen seyn. Ein Bild von Raphael in der Physiognomik hat die treffendste Aehnlichkeit von ihr, die ich noch fand, unerachtet es gewiß kein vollkommnes Bild von ihm ist. Sollte . . . ihr nicht einen stillen Kranz gewunden haben? — O! daß ich davon Gewißheit hätte.

Die gute, liebe . . . der ich so dankbar für ihr Gefühl für Sophie bin — grüßen Sie sie doch recht herzlich von mir — ich habe ihr immer einige Zeilen schreiben wollen — ich weiß nicht, was mich abgehalten hat. Sophie hat mir innig von ihr gesprochen. — Ob ihr wohl einige Haare lieb wären?

Leben Sie wohl — guter — ich weiß, daß Sie von denen sind, denen ihr Bild treu und wohlthätig bleibt. Bleiben Sie nur gesund. Schreiben Sie mir bald. Ihr Freund Hardenberg.

Tennstädt, den 3. Mai 1792.

— — Ich bin oft in Gedanken bei Ihnen. — Ich lebe das alte vergangene Leben hier in stiller

Betrachtung durch. — Gestern bin ich 25 Jahr alt geworden — ich war in Grüningen und stand an ihrem Grabe. — Es ist ein freundlicher Platz — mit einem einfachen weißen Gatter verschlossen — abgelegen und hoch. — Es ist noch Raum da. — Das Dorf lehnt sich mit den blühenden Gärten um den Hügel her, und an einigen Stellen verliert sich der Blick in blaue Fernen. Ich weiß, Sie hätten gern neben mir gestanden, und die Blumen, die ich zum Geburtstage geschenkt erhalten hatte, langsam mit in den Hügel gesteckt. Vor zwei Jahren hatte mir Sophie am nämlichen Tage einen schönen großen Kuchen backen lassen und eine Fahne und Nationalfokarde daran geheftet. Heute schenken mir die guten Aeltern die kleinen Gaben, die Sophie an ihrem letzten Geburtstage noch mit vieler Freude empfangen hatte.

Lieber — es bleibt Abend und wird bald Nacht werden. Wenn sie noch weggehen, so behalten Sie mich lieb, und besuchen Sie einst, wenn Sie wieder kommen, die ruhige Stätte, wo Ihr Freund bei der Asche seiner Geliebten auf ewig ruht. Leben Sie wohl!

Ihr Freund Hardenberg.



Gedichte

Hymnen an die Nacht

1.

Welcher Lebendige, Sinnbegabte, liebt nicht vor allen Wundererscheinungen des verbreiteten Raums um ihn, das allerfreulichste Licht mit seinen Farben, seinen Strahlen und Wogen, seiner milden Allgegenwart, als weckender Tag? Wie des Lebens innerste Seele athmet es der rastlosen Gestirne Riesenwelt, und schwimmt tanzend in seiner blauen Flut; athmet es der funkelnde, ewigruhende Stein, die sinnige, saugende Pflanze und das wilde, brennende, vielgestaltete Thier; vor allen aber der herrliche Fremdling mit den sinnvollen Augen, dem schwebenden Gange und den zartgeschlossenen tonreichen Lippen. Wie ein König der irdischen Natur ruft es jede Kraft zu zahllosen Verwandlungen, knüpft und löst unendliche Bündnisse, hängt sein himmlisches Bild jedem irdischen Wesen um. Seine Gegenwart allein offenbart die Wunderherrlichkeit der Reiche der Welt.

6*

Abwärts wend' ich mich zu der heiligen, unaussprechlichen, geheimnißvollen Nacht. Fernab liegt die Welt, in eine tiefe Gruft versenkt: wüst und einsam ist ihre Stelle. In den Saiten der Brust weht tiefe Wehmuth. In Thautropfen will ich hinuntersinken, und mit der Asche mich vermischen. — Fernen der Erinnerung, Wünsche der Jugend, der Kindheit Träume, des ganzen langen Lebens kurze Freuden und vergebliche Hoffnungen kommen in grauen Kleidern, wie Abendnebel nach der Sonne Untergang. In andern Räumen schlug die lustigen Gezelte das Licht auf. Sollte es nie zu seinen Kindern wiederkommen, die mit der Unschuld Glauben seiner harren?

Was quillt auf einmal so ahndungsvoll unterm Herzen und verschluckt der Wehmuth weiche Luft? Hast auch du ein Gefallen an uns, dunkle Nacht? Was hältst du unter deinem Mantel, das mir unsichtbar kräftig an die Seele geht? Röstlicher Balsam träuft aus deiner Hand, aus dem Bündel Mohn. Die schweren Flügel des Gemüths hebst du empor. Dunkel und unaussprechlich fühlen wir uns bewegt: ein ernstes Antlitz seh' ich, froh erschrocken, das sanft und andachtsvoll sich zu mir neigt, und unter unendlich verschlungenen Locken der Mutter liebe Jugend zeigt. Wie arm und kindisch dünkt mir das Licht nun! wie erfreulich und gesegnet des Tages Abschied! — Also nur darum, weil die Nacht dir abwendig macht die Dienenden, säetest du in

Sterne
 = glänzen zum
 Sonne!
 Verkünden
 wie sie leben

des Raumes Weiten die leuchtenden Augen, zu verkünden deine Allmacht, deine Wiederkehr, in den Zeiten deiner Entfernung? Himmlischer als jene blitzenden Sterne, dünken uns die unendlichen Augen, die die Nacht in uns geöffnet. Weiter sehen sie, als die blässesten jener zahllosen Heere: unbedürftig des Lichts durchschaun sie die Tiefen eines liebenden Gemüthes, was einen höhern Raum mit unsäglicher Wollust füllt. Preis der Weltkönigin, der hohen Verkündigerin heiliger Welten, der Pflegerin seliger Liebe! Sie sendet mir dich, zarte Geliebte, liebliche Sonne der Nacht. Nun wach' ich, denn ich bin Dein und Mein; du hast die Nacht mir zum Leben verkündet, mich zum Menschen gemacht. Behre mit Geisterglut meinen Leib, daß ich lustig mit dir inniger mich vermische, und dann ewig die Brautnacht währt.

in un-
 der?
 mit

Außen welt | Innere Welt
 • Sterne
 Sonne
 Augen der Nacht
 fängt (Sonne) an
 zu leuchten
 Nacht = Sonne der Nacht

Muß immer der Morgen wiederkommen? Endet nie des Irdischen Gewalt? Unselige !Geschäftigkeit verzehrt den himmlischen Anflug der Nacht. Wird nie der Liebe geheimes Opfer ewig brennen? Zugemessen ward dem Lichte seine Zeit; aber zeitlos und raumlos ist der Nacht Herrschaft. — Ewig ist die Dauer des Schlafes. Heiliger Schlaf! beglücke zu selten nicht der Nacht Geweihte in diesem irdischen Tagewerk. Nur die Thoren verkennen dich und wissen von keinem Schlafe, als dem Schatten, den du in jener Dämmerung der wahrhaften Nacht mitleidig auf uns wirfst. Sie fühlen dich nicht in der goldnen Flut der Trauben, in des Mandelbaums Wunderöl und dem braunen Saft des Mohnes. Sie wissen nicht, daß du es bist, der des zarten Mädchens Busen umschwebt, und zum Himmel den Schooß macht: ahnden nicht, daß aus alten Geschichten du himmelöffnend entgegentrittst und den Schlüssel trägst zu den Wohnungen der Seligen, unendlicher Geheimnisse schweigender Bote.

Einst da ich bittre Thränen vergoß, da in Schmerz,
 aufgelöst meine Hoffnung zerrann, und ich einsam
 stand am dürren Hügel, der in engen, dunkeln Raum
 die Gestalt meines Lebens barg; einsam, wie noch
 kein Einsamer war, von unsäglicher Angst getrieben,
 kraftlos, nur ein Gedanken des Elends noch: —
 wie ich da nach Hülfe umherschaute, vorwärts nicht
 konnte, rückwärts nicht und am fließenden, verlöschten
 Leben mit unendlicher Sehnsucht hing: — da kam
 aus blauen Fernen, von den Höhen meiner alten
 Seligkeit ein Dämmerungschauer, und mit einem-
 male riß das Band der Geburt — des Lichtes
 Fessel. Hin floh die irdische Herrlichkeit, und meine
 Trauer mit ihr, zusammen floß die Wehmuth in
 eine neue, unergründliche Welt; du Nachtbegeister-
ung, Schlummer des Himmels kamst über mich:
 die Gegend hob sich sacht empor, über der Gegend
 schwebte mein entbundner, neugeborner Geist. Zur
 Staubwolke wurde der Hügel, durch die Wolke sah

(I am a Trust . . .
 Tag - Schwere

ich die verklärten Züge der Geliebten. In ihren Augen ruhte die Ewigkeit; ich faßte ihre Hände, und die Thränen wurden ein funkelndes, unzerreißliches Band. Jahrtausende zogen abwärts in die Ferne, wie Ungewitter. An ihrem Halse weint' ich dem neuen Leben entzückende Thränen. — Es war der erste, einzige Traum, und erst seitdem fühl' ich ewigen, unwandelbaren Glauben an den Himmel der Nacht und sein Licht, die Geliebte.

↑
 Tag : "See"
 Nacht "See"

② Stille
Müdigkeit
und Trägheit
und Trägheit = Weisheit

4.

Nun weiß ich, wenn der letzte Morgen seyn wird, wann das Licht nicht mehr die Nacht und die Liebe scheucht, wann der Schlummer ewig und nur Ein unerschöpflicher Traum seyn wird. Himmlische Müdigkeit fühl' ich in mir. — Weit und ermüdend ward mir die Wallfahrt zum heiligen Grabe, drückend das Kreuz. Die krystallene Woge, die, gemeinen Sinnen unbernehmlich, in des Hügels dunkeln Schooße quillt, an dessen Fuß die irdische Flut bricht, wer sie gekostet, wer oben stand auf dem Grenzgebirge der Welt und hinübersah in das neue Land, in der Nacht Wohnsitz: wahrlich der kehrt nicht in das Treiben der Welt zurück in das Land, wo das Licht in ewiger Ururh hauset.

→ Oben baut er sich Hütten — Hütten des Friedens, sehnt sich und liebt, schaut hinüber, bis die willkommenste aller Stunden hinunter ihn in den Brunnen der Quelle zieht. Das Irdische schwimmt oben auf, wird von Stürmen zurückgeführt, aber

was heilig durch der Liebe Berührung ward, rinnt aufgelöst in verborgenen Gängen auf das jenseitige Gebiet, wo es, wie Düste, sich mit entschlummerten Lieben mischt. Noch weckst du, muntres Licht, den Müden zur Arbeit, flößest fröhliches Leben mir ein: aber du lockst mich von der Erinnerung moosigem Denkmal nicht. Gern will ich die fleißigen Hände rühren, überall umschaun, wo du mich brauchst; rühmen deines Glanzes volle Pracht; unverdrossen verfolgen deines künstlichen Werks schönen Zusammenhang; gern betrachten deiner gewaltigen, leuchtenden Uhr sinnvollen Gang; ergründen der Kräfte Ebenmaaß und die Regeln des Wunderspiels unzähliger Räume und ihrer Zeiten. Aber getreu der Nacht bleibt mein geheimes Herz, und der schaffenden Liebe, ihrer Tochter. Kannst Du mir zeigen ein ewig treues Herz? Hat deine Sonne freundliche Augen, die mich erkennen? Fassen deine Sterne meine verlangende Hand? Geben sie mir wieder den zärtlichen Druck und das kosende Wort? Hast du mit Farben und leichtem Umriß Sie geziert? Oder war Sie es, die deinem Schmuck höhere, liebere Bedeutung gab? Welche Wollust, welchen Genuß bietet dein Leben, die aufwögen des Todes Entzückungen? Trägt nicht alles, was uns begeistert, die Farbe der Nacht? Sie trägt dich mütterlich, und ihr verdankst du all deine Herrlichkeit. Du verflögst in dir selbst, im endlosen Raume zergingst du, wenn sich dich nicht hielte, dich nicht bände, daß du warm

7
würdest und flammend die Welt zeugtest. Wahrlich ich war, ehe du warest: die Mutter schickte mit meinen Geschwistern mich, zu bewohnen deine Welt, sie zu heiligen mit Liebe; daß sie ein ewig angeschautes Denkmal werde; zu bepflanzen sie mit unverwelklichen Blumen. Noch reiften sie nicht, diese göttlichen Gedanken; noch sind der Spuren unserer Offenbarung wenig. Einst zeigt deine Uhr das Ende der Zeit, wenn du wirst wie unser einer und voll Sehnsucht und Inbrunst auslöschest und stirbst. In mir fühl' ich deiner Geschäftigkeit Ende, himmlische Freiheit, selige Rückkehr. In wilden Schmerzen erkenn' ich deine Entfernung von unsrer Heimath, deinen Widerstand gegen den alten herrlichen Himmel. Deine Wuth und dein Toben ist vergebens. Unverbrennlich steht das Kreuz, eine Siegesfahne unsers Geschlechts.

Sinüber wall' ich,
Und jede Pein
Wird einst ein Stachel
Der Wollust sehn.
Noch wenig Zeiten,
So bin ich los
Und liege trunken
Der Lieb' im Schooß.
Unendliches Leben
Wogt mächtig in mir;
Ich schaue von oben

Herunter nach dir.
An jenem Hügel
Verlischt dein Glanz,
Ein Schatten bringet
Den kühlenden Kranz.
O! sauge, Geliebter,
Gewaltig mich an,
Daß ich entschlummern
Und lieben kann.
Ich fühle des Todes
Verjüngende Flut,
Zu Balsam und Aether
Verwandelt mein Blut.

Ich lebe bei Tage
Voll Glauben und Muth
Und sterbe die Nächte
In heiliger Blut.

~~Wie es ist~~

- Genesi

we. Pater
- Pater
- Menderfall

5.

- Christus
- Licht
- Macht
- Christus
Vorgab.

enthalten

→

Ueber der Menschen weitverbreitete Stämme herrschte vor Zeiten ein eisernes Schicksal mit stummer Gewalt. Eine dunkle, schwere Binde lag um ihre bange Seele; unendlich war die Erde; der Götter Aufenthalt und ihre Heimath. Seit Ewigkeiten stand ihr geheimnißvoller Bau. Ueber des Morgens rothen Bergen, in des Meeres heiligem Schooß wohnte die Sonne, das allzündende lebendige Licht. Ein alter Riese trug die selige Welt. Fest unter Bergen lagen die Ursöhne der Mutter Erde, ohnmächtig in ihrer zerstörenden Wuth gegen das neu herrliche Göttergeschlecht und dessen Verwandten, die fröhlichen Menschen. Des Meers dunkle, grüne Tiefe war einer Göttin Schooß. In den kristallinen Grotten schwelgte ein üppiges Volk. Flüsse, Bäume, Blumen und Thiere hatten menschlichen Sinn. Süßer schmeckte der Wein von sichtbarer Jugendfülle geschenkt; ein Gott in den Trauben; eine liebende, mütterliche Göttin, empor wachsend

→

in vollen goldenen Garben; der Liebe heil'ger Rausch,
ein süßer Dienst der schönsten Götterfrau. Ein
ewig buntes Fest der Himmelskinder und der Erd=
bewohner, rauschte das Leben wie ein Frühling
durch die Jahrhunderte hin. Alle Geschlechter ver=
ehrten kindlich die zarte, tausendfältige Flamme,
als das Höchste der Welt. Ein Gedanke nur war
es, ein entseßliches Traumbild:

Das furchtbar zu den frohen Tischen trat
Und das Gemüth in wilde Schrecken hüllte.
Hier wußten selbst die Götter keinen Rath,
Der die beklommne Brust mit Trost erfüllte.
Geheimnißvoll war dieses Unholbs Pfad,
Deß Wuth kein Flehn und keine Gabe stillte;
Es war der Tod, der dieses Lustgelag
Mit Angst und Schmerz und Thränen unterbrach.

Auf ewig nun von allem abgeschlossen,
Was hier das Herz in süßer Wollust regt,
Getrennt von den Geliebten, die hinieden
Vergebne Sehnsucht, langes Weh bewegt,
Schien matter Traum dem Todten nur beschieden,
Ohnmächtiges Klingen nur ihm auferlegt.
Zerbrochen war die Woge des Genusses
Am Felsen des unendlichen Verdrußes.

Mit kühnem Geist und hoher Sinnenglut
Verschönte sich der Mensch die grause Larve,
Ein sanfter Jüngling lösch das Licht und ruht;
Sanft wird das Ende wie ein Wehn der Harfe.

Chinchen
S. 111

Handwritten notes in the left margin, including "T. 111" and "S. 111".

reif und der seligen Unschuld der Jugend trotzig fremd geworden war, erschien mit niegesehenem Angesicht die neue Welt. In der Armuth dichterischer Hütte, ein Sohn der ersten Jungfrau und Mutter, geheimnißvoller Umarmung unendliche Frucht. Des Morgenlands ahndende, blüthenreiche Weisheit erkannte zuerst der neuen Zeit Beginn; zu des Königs demüthiger Wiege wies ihr ein Stern den Weg. In der weiten Zukunft Namen huldigten sie ihm mit Glanz und Duft, den höchsten Wundern der Natur. Einsam entfaltete das himmlische Herz sich zu einem Blütenkelch allmächtger Liebe, des Vaters hohem Antlitz zugewandt, und ruhend an dem ahndungsfeligen Busen der lieblich ernstern Mutter. Mit vergötternder Inbrunst schaute das weissagende Auge des blühenden Kindes auf die Tage der Zukunft, nach seinen Geliebten, den Sprossen seines Götterstamms, unbekümmert über seiner Tage irdisches Schicksal. Bald sammelten die kindlichsten Gemüther, von inniger Liebe wundersam ergriffen, sich um ihn her. Wie Blumen keimte ein neues fremdes Leben in seiner Nähe. Uner schöpflische Worte und der Botschaften fröhlichste fielen wie Funken eines göttlichen Geistes von seinen freundlichen Lippen. Von ferner Küste, unter Hellas heiterm Himmel geboren, kam ein S⁷änger nach Palästina, und ergab sein ganzes Herz dem Wunderkinde:

Der Jüngling bist du, der seit langer Zeit
Auf unsern Gräbern steht in tiefem Sinnen;

Alten Zeit - Erinnerung
Jüngling
Vermuthung
Arbeits
+ Arbeit

Ein tröstlich Zeichen in der Dunkelheit,
Der höhern Menschheit freudiges Beginnen ;
Was uns gesenkt in tiefe Traurigkeit,
Zieht uns mit süßer Sehnsucht nun von hinnen.
Im Tode ward das ew'ge Leben kund ;
Du bist der Tod und machst uns erst gesund.

Erinnerung

Der Sänger zog voll Freudigkeit nach Indostan,
das Herz von süßer Liebe trunken, und schüttete
in feurigen Gefangen es unter jenem milden Himmel
aus, daß tausend Herzen sich zu ihm neigten, und
die fröhliche Botschaft tausendzweigig empornwuchs.
Bald nach des Sängers Abschied ward das köstliche
Leben ein Opfer des tiefen menschlichen Verfalls ;
er starb in jungen Jahren, weggerissen von der
geliebten Welt, von der weinenden Mutter und seinen
zagenden Freunden. Der unsäglichen Leiden dunkeln
Kelch leerte der liebe Mund. In entsetzlicher
Angst nahte die Stunde der Geburt der neuen
Welt. Hart rang er mit des alten Todes Schrecken,
schwer lag der Druck der alten Welt auf ihm. Noch
einmal sah er freundlich nach der Mutter, da kam
der ewigen Liebe lösende Hand, und er entschlief.
Nur wenig Tage hing ein tiefer Schleier über das
brausende Meer, über das bebende Land ; unzählige
Thränen weinten die Geliebten ; entsiegelt ward das
Geheimniß : himmlische Geister hoben den uralten
Stein vom dunkeln Grabe. Engel saßen bei dem

3. Teil
Acte
1. Teil

Schlummernden, aus feinen Träumen zart gebildet; erwacht in neuer Götterherrlichkeit, erstieg er die Höhe der neugebornen Welt, begrub mit eigener Hand den alten Leichnam in die verlassne Höhle und legte mit allmächtiger Hand den Stein, den keine Macht erhebt, darauf.

➤ Noch weinen deine Lieben Thränen der Freude, Thränen der Rührung und des unendlichen Danks an deinem Grabe; sehn dich noch immer, freudig erschreckt, auferstehn und sich mit dir; sehen dich weinen mit süßer Inbrunst an der Mutter seligem Busen, ernst mit den den Freunden wandeln, Worte sagen, wie vom Baum des Lebens gebrochen; sehen dich eilen mit voller Sehnsucht in des Vaters Arm, bringend die junge Menschheit und der goldenen Zukunft unversieglichen Becher. Die Mutter eilte bald dir nach im himmlischen Triumph; sie war die Erste in der neuen Heimath bei dir. Lange Zeiten entfloßen seitdem, und in immer höhrem Glanze regte deine neue Schöpfung sich, und tausende zogen aus Schmerzen und Qualen, voll Glauben und Sehnsucht und Treue dir nach, wallen mit dir und der himmlischen Jungfrau im Reiche der Liebe, dienen im Tempel des himmlischen Todes und sind in Ewigkeit dein.

Gehoben ist der Stein,
Die Menschheit ist erstanden:
Wir alle bleiben dein,
Und fühlen keine Banden.

Der herbste Kummer fleucht
Vor deiner goldnen Schale,
Wenn Erd' und Leben weicht,
Im letzten Abendmahle.

Schale?

Zur Hochzeit ruft der Tod,
Die Lampen brennen helle,
Die Jungfrau sind zur Stelle
Um Del ist keine Noth.
Erklänge doch die Ferne
Von deinem Zuge schon,
Und ruften uns die Sterne
Mit Menschenzug' und Ton!

*
Stark
Vermählung

Nach dir, Maria, heben
Schon tausend Herzen sich;
In diesem Schattenleben
Verlangten sie nur dich;
Sie hoffen zu genesen
Mit ahnungsvoller Lust,
Drückst du sie, heiliges Wesen,
An deine treue Brust.

So Manche, die sich glühend
In bitterer Dual verzehrt
Und, dieser Welt entfliehend,
Nach dir sich hingekehrt;
Die hülfreich uns erschienen
In mancher Noth und Pein:
Wir kommen nun zu ihnen,
Um ewig da zu sehn.

Frage Schenk

7*

Nun weint an keinem Grabe
Für Schmerz, wer liebend glaubt;
Der Liebe süße Habe
Wird keinem nicht geraubt.
Die Sehnsucht ihm zu lindern,
Begeistert ihn die Nacht;
Von treuen Himmelskindern
Wird ihm sein Herz bewacht.

→ Getrost, das Leben schreitet
Zum ew'gen Leben hin;
Von innerer Blut geweitet
Verklärt sich unser Sinn.
Die Sternwelt wird zerfließen
Zum goldnen Lebenswein,
Wir werden sie genießen,
Und lichte Sterne seyn.

Die Lieb' ist frei gegeben,
Und keine Trennung mehr.
Es wogt das volle Leben
Wie ein unendlich Meer.
Nur eine Nacht der Wonne,
Ein ewiges Gedicht!
Und unser aller Sonne
Ist Gottes Angesicht.

geboren - 1840
Christis

Sehnsucht nach dem Tode.

Hinunter in der Erde Schooß,
 Weg aus des Lichtes Reichen!
 Der Schmerzen Wuth und wilder Stoß
 Ist froher Abfahrt Zeichen.
 Wir kommen in dem engen Kahn
 Geschwind am Himmelsufer an.

Gelobt sei uns die ew'ge Nacht,
 Gelobt der ew'ge Schlummer!
 Wohl hat der Tag uns warm gemacht
 Und wek't der lange Kummer.
 Die Lust der Freude ging uns aus,
 Zum Vater wollen wir nach Haus.

Was sollen wir auf dieser Welt
 Mit unsrer Lieb' und Treue?
 Das Alte wird hinangestellt:
 Was soll uns denn das Neue?

O! einsam steht und tiefbetrübt,
Wer heiß und fromm die Vorzeit liebt.

Die Vorzeit, wo die Sinne lichte
In hohen Flammen brannten,
Des Vaters Hand und Angesicht
Die Menschen noch erkannten,
Und hohen Sinns, einfältiglich
Noch mancher seinem Urbild glich.

Die Vorzeit, wo noch blütenreich
Uralte Stämme prangten,
Und Kinder für das Himmelreich
Nach Dual und Tod verlangten;
Und wenn auch Lust und Leben sprach,
Doch manches Herz vor Liebe brach.

Die Vorzeit, wo in Jugendglut
Gott selbst sich kund gegeben
Und frühem Tod in Liebesmuth
Geweih't sein süßes Leben,
Und Angst und Schmerz nicht von sich trieb
Damit er uns nur theuer blieb.

Mit banger Sehnsucht sehn wir sie
In dunkle Nacht gehüllet,
In dieser Zeitlichkeit wird nie
Der heiße Durst gestillet.
Wir müssen nach der Heimath gehn,
Um diese heil'ge Zeit zu sehn.

Was hält noch unsre Rückkehr auf,
Die Liebsten ruhn schon lange.
Ihr Grab schließt unsern Lebenslauf,
Nun wird uns weh und bange.
Zu suchen haben wir nichts mehr,
Das Herz ist satt, die Welt ist leer.

Unendlich und geheimnißvoll
Durchströmt uns süßer Schauer;
Mir deucht aus tiefen Fernen scholl
Ein Echo unsrer Trauer.
Die Lieben sehnen sich wohl auch,
Und sandten uns der Sehnsucht Hauch.

Hinunter zu der süßen Braut,
Zu Jesus, dem Geliebten!
Getrost! die Abenddämmerung graut
Den Liebenden, Betrübten.
Ein Traum bricht unsre Banden los,
Und senkt uns in des Vaters Schooß.

Geistliche Lieder

1.

Was wär' ich ohne dich gewesen?
 Was würd' ich ohne dich nicht seyn?
 In Furcht und Angsten auserlesen,
 Ständ' ich in weiter Welt allein.
 Nichts wüßt' ich sicher, was ich liebte,
 Die Zukunft wär' ein dunkler Schlund;
 Und wenn mein Herz sich tief betrübte,
 Wem thät' ich meine Sorge kund?

Einsam verzehrt von Lieb' und Sehnen,
 Erschien mir nächtlich jeder Tag;
 Ich folgte nur mit heißen Thränen
 Dem wilden Lauf des Lebens nach.
 Ich fände Unruh im Getümmel,
 Und hoffnungslosen Gram zu Haus;
 Wer hielte ohne Freund im Himmel,
 Wer hielte da auf Erden aus?

Hat Christus sich mir kund gegeben,
Und bin ich seiner erst gewiß,
Wie schnell verzehrt ein lichter Leben
Die bodenlose Finsterniß.
Mit ihm bin ich erst Mensch geworden;
Das Schicksal wird verklärt durch ihn,
Und Indien muß selbst im Norden,
Um den Geliebten fröhlich blühen.

Das Leben wird zur Liebestunde,
Die ganze Welt spricht Lieb und Lust,
Ein heilend Kraut wächst jeder Wunde,
Und frei und voll klopft jede Brust.
* Für alle seine tausend Gaben
Bleib' ich fein demuthvolles Kind,
Gewiß ihn unter uns zu haben,
Wenn zwei auch nur versammelt sind.

O! geht hinaus auf allen Wegen
Und holt die Irrenden herein,
Streckt jedem eure Hand entgegen
Und ladet froh sie zu uns ein.
Der Himmel ist bei uns auf Erden,
Im Glauben schauen wir ihn an;
Die eines Glaubens mit uns werden,
Auch denen ist er aufgethan.

* * *

Ein alter, schwerer Wahn von Sünde
War fest an unser Herz gebannt;
Wir irrten in der Nacht wie Blinde,
Von Reu und Lust zugleich entbrannt.
Ein jedes Werk schien uns Verbrechen,
Der Mensch ein Götterfeind zu sehn,
Und schien der Himmel uns zu sprechen,
So sprach er nur von Tod und Pein.

Das Herz, des Lebens reiche Quelle,
Ein böses Wesen wohnte drinn;
Und ward's in unserm Geiste helle,
So war nur Unruh der Gewinn.
Ein eisern Band hielt an der Erde
Die bebenden Gefangnen fest;
Furcht vor des Todes Richterschwerdte
Verschlang der Hoffnung Ueberrest.

Da kam ein Heiland, ein Befreier,
Ein Menschensohn, voll Lieb' und Macht,
Und hat ein allbelebend Feuer
In unserm Innern angefaßt.
Nun sah'n wir erst den Himmel offen,
Als unser altes Vaterland;
Wir konnten glauben nun und hoffen
Und fühlten uns mit Gott verwandt.

Seitdem verschwand bei uns die Sünde,
Und fröhlich wurde jeder Schritt;

Man gab zum schönsten Angebinde
Den Kindern diesen Glauben mit;
Durch ihn geheiligt zog das Leben
Vorüber wie ein sel'ger Traum,
Und, ew'ger Lieb' und Lust ergeben,
Bemerkte man den Abschied kaum.

Noch steht in wunderbarem Glanze
Der heilige Geliebte hier,
Gerührt von seinem Dornenranze
Und seiner Treue weinen wir.
Ein jeder Mensch ist uns willkommen,
Der seine Hand mit uns ergreift
Und, in sein Herz mit aufgenommen,
Zur Frucht des Paradieses reift.

2.

Fern im Osten wird es helle,
Graue Zeiten werden jung;
Aus der lichten Farbenquelle
Einen langen tiefen Trunk!
Alter Sehnsucht heilige Gewährung,
Süße Lieb' in göttlicher Verklärung!

Endlich kommt zur Erde nieder
Aller Himmel sel'ges Kind,
Schaffend im Gesang weht wieder
Um die Erde Lebenswind,
Weht zu neuen ewig lichten Flammen
Längst vertriebte Funken hier zusammen.

Überall entspringt aus Grüften
Neues Leben, neues Blut;
Gew'gen Frieden uns zu stiften,
Taucht er in die Lebensflut;

Steht mit vollen Händen in der Mitte,
Liebevoll gewärtig jeder Bitte.

Lasse seine milden Blicke
Tief in deine Seele gehn,
Und von seinem ew'gen Glücke
Sollst du dich ergriffen sehn.
Alle Herzen, Geister und die Sinnen
Werden einen neuen Tanz beginnen.

Greife dreist nach seinen Händen,
Präge dir sein Antlitz ein,
Mußt dich immer nach ihm wenden,
Blüte nach dem Sonnenschein;
Wirfst du nur das ganze Herz ihm zeigen,
Bleibt er wie ein treues Weib dir eigen.

Unser ist sie nun geworden;
Gottheit, die uns oft erschreckt,
Hat im Süden und im Norden
Himmelskeime rasch geweckt,
Und so laßt im vollen Gottes-Garten
Treu uns jede Knosp' und Blüte warten

Wer einsam sitzt in seiner Kammer,
 Und schwere bittre Thränen weint,
 Wem nur gefärbt von Noth und Jammer
 Die Nachbarschaft umher erscheint:

x

Wer in das Bild vergangner Zeiten
 Wie tief in einen Abgrund sieht,
 In welchen ihn von allen Seiten
 Ein süßes Weh hinunter zieht: —

Es ist, als lägen Wunderschätze
 Da unten für ihn aufgehäuft,
 Nach deren Schloß in wilder Heze
 Mit athemloser Brust er greift.

Die Zukunft liegt in öder Dürre
 Entsetzlich lang und bang vor ihm,
 Er schweift umher, allein und irre,
 Und sucht sich selbst mit Ungestim.

*

Ich fall' ihm weinend in die Arme:
Auch mir war einst wie dir zu Muth,
Doch ich genas von meinem Harne
Und weiß nun, wo man ewig ruht.

Dich muß wie mich ein Wesen trösten,
Das innig liebte, litt und starb;
Das selbst für die, die ihm am wehsten
Gethan, mit tausend Freuden starb.

x Er starb, und dennoch alle Tage
Bernimmst du seine Lieb' und ihn
Und kannst getrost in jeder Lage
Ihn zärtlich in die Arme ziehn.

Mit ihm kommt neues Blut und Leben
In dein erstorbenes Gebein;
Und wenn du ihm dein Herz gegeben,
So ist auch seines ewig dein!

Was du verlorst, hat er gefunden;
Du triffst bei ihm, was du geliebt;
Und ewig bleibt mit dir verbunden,
Was seine Hand dir wiedergiebt.

4.

Unter tausend frohen Stunden,
 So im Leben ich gefunden,
 Blieb nur eine mir getreu:
 Eine, wo in tausend Schmerzen
 Ich erfuhr in meinem Herzen,
 Wer für uns gestorben sei.

Meine Welt war mir zerbrochen,
 Wie von einem Wurm gestochen,
 Welkte Herz und Blüthe mir;
 Meines Lebens ganze Habe,
 Jeder Wunsch lag mir im Grabe,
 Und zur Dual war ich noch hier.

Da ich so im Stillen frankte,
 Ewig weint' und weg verlangte
 Und nur blieb vor Angst und Wahn:
 Ward mir plötzlich wie von oben

8*

Weg des Grabes Stein gehoben,
Und mein Innres aufgethan.

Wen ich sah, und wen an seiner
Hand erblickte, frage Keiner,
Ewig werd' ich dies nur sehn;
Und von allen Lebensstunden
Wird nur die wie meine Wunden
Ewig heiter offen stehn.

*Die
Mans...*

5.

Wenn ich ihn nur habe,
 Wenn er mein nur ist,
 Wenn mein Herz bis hin zum Grabe
 Seine Treue nie vergißt:
 Weiß ich nichts von Leide,
 Fühle nichts als Andacht, Lieb' und Freude.

Wenn ich ihn nur habe,
 Laß' ich alles gern,
 Folg' an meinem Wanderstabe
 Treugesinnt nur meinem Herrn;
 Lasse stille die Andern
 Breite, lichte, volle Straßen wandern.

x Wenn ich ihn nur habe,
 Schlaf' ich fröhlich ein,
 Ewig wird zu süßer Labe
 Seines Herzens Flut mir sehn,

Die mit sanftem Zwingen
Alles wird erweichen und durchdringen.

Wenn ich ihn nur habe,
Hab' ich auch die Welt;
Selig, wie ein Himmelsknabe,
Der der Jungfrau Schleier hält,
Hingesenkt im Schauen
Kann mir vor dem Irdischen nicht grauen.

Wo ich ihn nur habe,
Ist mein Vaterland;
Und es fällt mir jede Gabe
Wie ein Erbtheil in die Hand:
Längst vermißte Brüder
Find' ich nun in seinen Jüngern wieder.

Wenn alle untreu werden,
 So bleib' ich dir doch treu;
 Daß Dankbarkeit auf Erden
 Nicht ausgestorben sei.
 Für mich umfing dich Leiden,
 Vergingst für mich in Schmerz;
 Drum geb' ich dir mit Freuden
 Auf ewig dieses Herz.

Oft muß ich bitter weinen,
 Daß du gestorben bist,
 Und mancher von den Deinen
 Dich lebenslang vergißt.
 Von Liebe nur durchdrungen
 Hast du so viel gethan,
 Und doch bist du verflungen,
 Und keiner denkt daran.

Du stehst voll treuer Liebe
Noch immer jedem bei;
Und wenn dir keiner bliebe,
So bleibst du dennoch treu;
Die treueste Liebe sieget,
Am Ende fühlt man sie
Weint bitterlich und schmieget
Sich kindlich an dein Knie.

Ich habe dich empfunden,
O! lasse nicht von mir;
Laß innig mich verbunden
Auf ewig sehn mit dir,
Einst schauen meine Brüder
Auch wieder himmelwärts
Und sinken liebend nieder
Und fallen dir ans Herz.

7.

Weinen muß ich, immer weinen:
 Möcht' er einmal nur erscheinen,
 Einmal nur von ferne mir.
 Heil'ge Wehmuth! ewig wahren
 Meine Schmerzen, meine Zähren;
 Gleich erstarren möcht' ich hier.

Ewig seh ich ihn nur leiden,
 Ewig bittend ihn verscheiden.
 O! daß dieses Herz nicht bricht,
 Meine Augen sich nicht schließen,
 Ganz in Thränen zu zerfließen,
 Dieses Glück verdient' ich nicht.

Weint denn keiner nicht von allen?
 Soll sein Name so verfallen?
 Ist die Welt auf einmal todt?
 Wird' ich nie aus seinen Augen
 Wieder Lieb' und Leben saugen?
 Ist er nun auf ewig todt?

Todt, — was kann, was soll das heißen?
O! so sagt mir doch, ihr Weisen,
Sagt mir diese Deutung an.
Er ist stumm, und alle schweigen,
Keiner kann auf Erden zeigen,
Wo mein Herz ihn finden kann.

Nirgend kann ich hier auf Erden
Jemals wieder glücklich werden,
Alles ist ein düst'rer Traum.
Ich bin auch mit ihm verschieden,
Läß' ich doch mit ihm in Frieden
Schon im unterird'schen Raum.

Du, sein Vater und der meine,
Sammle du doch mein Gebeine
Zu dem seinigen nur bald.
Grün wird bald sein Hügel stehen,
Und der Wind darüber wehen,
Und verwesen die Gestalt.

Wenn sie seine Liebe wüßten,
Alle Menschen würden Christen,
Ließen alles andre stehn;
Liebten alle nur den Einen,
Würden alle mit mir weinen
Und in bitterm Weh vergehn.

Ich sag' es jedem, daß er lebt
 Und auferstanden ist,
 Daß er in unsrer Mitte schwebt
 Und ewig bei uns ist.

Ich sag' es jedem, jeder sagt
 Es seinen Freunden gleich,
 Daß bald an allen Orten tagt
 Das neue Himmelreich.

Jetzt scheint die Welt dem neuen Sinn
 Erst wie ein Vaterland;
 Ein neues Leben nimmt man hin,
 Entzückt, aus seiner Hand.

Hinunter in das tiefe Meer
 Versank des Todes Graun,
 Und jeder kann nun leicht und hehr
 In seine Zukunft schaun.

Der dunkle Weg, den er betrat,
Geht in den Himmel aus,
Und wer nur hört auf seinen Rath,
Kommt auch in Vaters Haus.

Nun weint auch keiner mehr allhie
Wenn Eins die Augen schließt,
Vom Wiedersehn, spät oder früh,
Wird dieser Schmerz versüßt.

Es kann zu jeder guten That
Ein jeder frischer glühn,
Denn herrlich wird ihm diese Saat
In schönern Fluren blühn.

Er lebt und wird nun bei uns seyn,
Wenn alles uns verläßt!
Und so soll dieser Tag uns seyn
Ein Weltverjüngungs-Fest.

9.

Es giebt so bange Zeiten,
 Es giebt so trüben Muth,
 Wo alles sich von weiten
 Gespenstisch zeigen thut.

Es schleichen wilde Schrecken
 So ängstlich leise her,
 Und tiefe Nächte decken
 Die Seele zentnerschwer.

Die sichern Stützen schwanken,
 Kein Halt der Zuberficht;
 Der Wirbel der Gedanken
 Gehorcht dem Willen nicht.

Der Wahnsinn steht und locket
 Unwiderstehlich hin
 Der Puls des Lebens stocket,
 Und stumpf ist jeder Sinn.

Wer hat das Kreuz erhoben
Zum Schutz für jedes Herz?
Wer wohnt im Himmel droben
Und hilft in Angst und Schmerz?

Geh zu dem Wunderstamme,
Gieb stiller Sehnsucht Raum,
Aus ihm geht eine Flamme
Und zehrt den schweren Traum.

Ein Engel zieht dich wieder
Gerettet auf den Strand,
Und schaußt voll Freuden nieder
In das gelobte Land.

Ich weiß nicht, was ich suchen könnte,
 Wär jenes liebe Wesen mein,
 Wenn er mich seine Freude nannte,
 Und bei mir wär', als wär' ich sein.

So Viele gehn umher und suchen
 Mit wild verzerrtem Angesicht,
 Sie heißen immer sich die Klugen
 Und kennen diesen Schatz doch nicht.

Der eine denkt, er hats ergriffen,
 Und was er hat, ist nichts als Gold;
 Der will die ganze Welt umschiffen,
 Nichts als eine Name wird sein Sold.

Der läuft nach einem Siegerkranze
 Und der nach einem Lorbeerzweig,
 Und so wird von verschiedenem Glanze
 Getäuscht ein jeder, keiner reich.

Hat er sich euch nicht kund gegeben?
Vergaßt ihr, wer für euch erblich?
Wer uns zu Lieb' aus diesem Leben
In bitterer Dual, verachtet wick?

Habt ihr von ihm denn nichts gelesen,
Kein armes Wort von ihm gehört?
Wie himmlisch gut er uns gewesen,
Und welches Gut er uns bescheert?

Wie er vom Himmel hergekommen,
Der schönsten Mutter hohes Kind?
Welch Wort die Welt von ihm vernommen,
Wie viel durch ihn genesen sind?

Wie er, von Liebe nur bewegt,
Sich ganz uns hingegeben hat
Und in die Erde sich gelegt
Zum Grundstein einer Gottesstadt?

Kann diese Botschaft euch nicht rühren,
Ist so ein Mensch euch nicht genug,
Und öffnet ihr nicht eure Thüren
Dem, der den Abgrund für euch schlug?

Laßt ihr nicht alles willig fahren,
Thut gern auf jeden Wunsch Verzicht,
Wollt euer Herz nur ihm bewahren,
Wenn er euch seine Huld verspricht?

Nimm du mich hin, du Held der Liebe!
Du bist mein Leben, meine Welt,
Wenn nichts vom Irdischen mir bleibe,
So weiß ich, wer mich schadlos hält.

Du gibst mir meine Lieben wieder,
Du bleibst in Ewigkeit mir treu,
Anbetend sinkt der Himmel nieder,
Und dennoch wohnest Du mir bei.

Wo bleibst du, Trost der ganzen Welt?
 Herberg' ist dir schon längst bestellt.
 Verlangend sieht ein jedes dich
 Und öffnet deinem Segen sich.

Geuß, Vater, ihn gewaltig aus,
 Gieb ihn aus deinem Arm heraus:
 Nur Unschuld, Lieb' und süße Scham
 Hielt ihn, daß er nicht längst schon kam.

Treib' ihn von dir in unsern Arm,
 Daß er von deinem Hauch noch warm;
 In schweren Wolken sammle ihn
 Und laß ihn so hernieder ziehn.

In kühlen Strömen send' ihn her,
 In Feuerflammen lobre er,
 In Luft und Del, in Klang und Thau
 Durchdring' er unsrer Erde Bau.

So wird der heil'ge Kampf gekämpft,
So wird der Hölle Grimm gedämpft,
Und, ewig blühend, geht allhier
Das alte Paradies herfür.

Die Erde regt sich, grünt und lebt,
Des Geistes voll ein jedes strebt
Den Heiland lieblich zu empfangen,
Und beut die vollen Brüst' ihm an.

Der Winter weicht, ein neues Jahr
Steht an der Krippe Hochaltar:
Es ist das erste Jahr der Welt,
Die sich, dies Kind erst selbst bestellt.

Die Augen sehn den Heiland wohl,
Und doch sind sie des Heilands voll,
Von Blumen wird sein Haupt geschmückt,
Aus denen er selbst holdselig blickt.

Er ist der Stern, er ist die Sonn',
Er ist des ew'gen Lebens Bronn,
Aus Kraut und Stein und Meer und Licht
Schimmert sein kindlich Angeischt.

In allen Dingen fein kindlich Thun.
Seine heiße Liebe wird nimmer ruhn,
Er schmiegt sich, seiner unbewußt,
Unendlich fest an jede Brust.

Ein Gott für uns, ein Kind für sich
Liebt er uns all herzlichlich,
Wird unsre Speis' und unser Trank,
Treu'sinn ist ihm der liebste Dank.

Das Elend wächst je mehr und mehr,
Ein düstrer Gram bedrückt uns sehr,
Laß, Vater, den Geliebten gehn,
Mit uns wirst du ihn wieder sehn.

Wenn in bangen trüben Stunden
 Unser Herz beinah verzagt,
 Wenn, von Krankheit überwunden,
 Angst in unserm Innern nagt;
 Wir der Treugeliebten denken,
 Wie sie Gram und Kummer drückt,
 Wolken unsern Blick beschränken,
 Die kein Hoffnungsstrahl durchblickt:

O! dann neigt sich Gott herüber,
 Seine Liebe kommt uns nah,
 Sehnen wir uns dann hinüber,
 Steht sein Engel vor uns da,
 Bringt den Kelch des frischen Lebens,
 Wispelt Muth und Trost uns zu;
 Und wir beten nicht vergebens
 Auch für die Geliebten Ruh.

Be (Lehren) , wie Lernen - Schulen

* parallele spirituel.
irdischer + himml.
Liebe

Hymne.

Wenige wissen
Das Geheimniß der Liebe,
Fühlen Unerfättlichkeit
Und ewigen Durst.
Des Abendmahls
Göttliche Bedeutung
Ist den irdischen Sinnen Räthsel;
Aber wer jemals
- Von heißen, geliebten Lippen
Athem des Lebens sog,
- Wem heilige Blut
In zitternde Wellen das Herz schmolz,
- Wem das Auge aufging,
Daß er des Himmels
Unergründliche Tiefe maß,
- Wird essen von seinem Leibe
Und trinken von seinem Blute
Ewiglich.

Liebe

Steigerung

Sinn

Verstehen

...

wahre Liebe

Liebe
überhaupt

Rose

cf:

R...e

R...e

R...e

Wer hat des irdischen Leibes
 Hohen Sinn errathen?
 Wer kann sagen,
 Daß er das Blut versteht?
 Einst ist alles Leib,
 Ein Leib,
 In himmlischem Blute
 Schwimmt das selige Paar. —

22 = 2110

O! daß das Weltmeer

Schon erröthete,
 Und in duftiges Fleisch)
 Aufquölle der Fels!
 Nie endet das süße Mahl,
 Nie sättigt die Liebe sich;
 Nicht innig, nicht eigen genug
 Kann sie haben den Geliebten.

) was ...

) Leib

) T...e

Von immer zärteren Lippen
 Verwandelt wird das Genossene
 Inniglicher und näher.
 Heißere Wollust
 Durchbebt die Seele,
 Durstiger und hungriger
 Wird das Herz:

p...e

Und so währet der Liebe Genuß
 Von Ewigkeit zu Ewigkeit.
 Hätten die Nüchternen
 Einmal gekostet,
 Alles verließen sie
 Und setzten sich zu uns

Zeilen

...he ...
...e ...

An den Tisch der Sehnsucht,
Der nie leer wird.
Sie erkannten der Liebe
Unendliche Fülle
Und priesen die Nahrung
Von Leib und Blut.

Sehnsucht
eine Leere
die immer da ist

überbrücke

Gedichte
aus Heinrich von Ofterdingen

Das Lied des Sängers.

Der Sänger geht auf rauhen Pfaden,
Zerreißt in Dornen sein Gewand;
Er muß durch Fluß und Sümpfe Ibaden,
Und keins reicht hülfreich ihm die Hand.
Einsam und pfadlos fließt in Klagen
Setzt über sein ermattet Herz;
Er kann die Laute kaum noch tragen,
Ihn ubermannnt ein tiefer Schmerz.

Ein traurig Loos ward mir beschieden,
Ich irre ganz verlassen hier,
Ich brachte Allen Lust und Frieden,
Doch keiner theilte sie mit mir.
Es wird ein jeder seiner Habe
Und seines Lebens froh durch mich;
Doch weisen sie mit karger Gabe
Des Herzens Forderung von sich.

Man läßt mich ruhig Abschied nehmen,
Wie man den Frühling wandern sieht,
Es wird sich keiner um ihn grämen,
Wenn er betrübt von dannen zieht.
Verlangend sehn sie nach den Früchten
Und wissen nicht, daß er sie sät;
Ich kann den Himmel für sie dichten,
Doch meiner denkt nicht ein Gebet.

Ich fühle dankbar Zaubermächte
An diese Lippen festgebannt.
O! knüpfte nur an meine Rechte
Sich auch der Liebe Zauberband.
Es kümmert keine sich des Armen,
Der dürftig aus der Ferne kam;
Welch Herz wird sein sich noch erbarmen
Und lösen seinen tiefen Gram?

Er sinkt im hohen Graße nieder
Und schläft mit nassen Wangen ein:
Da schwebt der hohe Geist der Lieder
In die beklemmte Brust hinein:
Vergiß anjezt was Du gelitten,
In kurzem schwindet Deine Last,
Was Du umsonst gesucht in Hütten,
Das wirst Du finden im Pallast.

Du nahst dem höchsten Erdenlohne,
Bald endigt der verschlungne Lauf:

Der Myrthenkranz wird eine Krone,
Dir setzt die treueste Hand sie auf.
Ein Herz voll Einklang ist berufen
Zur Glorie um einen Thron;
Der Dichter steigt auf rauhen Stufen
Hinan und wird des Königs Sohn.

Der Sänger fährt aus schönen Träumen
Mit froher Ungebuld empor;
Er wandelt unter hohen Bäumen
Zu des Palastes ehrnem Thor.
Die Mauern sind wie Stahl geschliffen,
Doch sie erklimmt sein Lied geschwind,
Es steigt, von Lieb' und Weh ergriffen,
Zu ihm hinab des Königs Kind.

Die Liebe drückt sie fest zusammen,
Der Klang der Panzer treibt sie fort;
Sie lobern auf in süßen Flammen
Im nächtlich stillen Zufluchtsort.
Sie halten furchtsam sich verborgen,
Weil sie der Horn des Königs schreckt;
Und werden nun von jedem Morgen
Zu Schmerz und Lust zugleich erweckt.

Der Sänger spricht mit sanften Klängen
Der neuen Mutter Hoffnung ein;
Da tritt gelockt von den Gesängen
Der König in die Kluft hinein.

Die Tochter reicht in goldnen Locken
Den Enkel von der Brust ihm hin;
Sie sinken reuig und erschrocken,
Und mild zergeht sein strenger Sinn.

Der Liebe weicht und dem Gesange
Auch auf dem Thron ein Vaterherz
Und wandelt bald in süßem Drange
Zu ewger Lust den tiefen Schmerz.
Die Liebe giebt, was sie entriß,
Mit reichem Bucher bald zurück,
Und unter den Versöhnungsküssen
Entfaltet sich ein himmlisch Glück.

Geist des Gesangs, komm du hernieder
Und steh auch jetzt der Liebe bei;
Bring die verlorne Tochter wieder,
Daß ihr der König Vater sei! —
Daß er mit Freuden sie umschließe
Und seines Enkels sich erbarmt
Und, wenn das Herz ihm überfließet,
Den Sänger auch als Sohn umarmt.

Das Lied der Kreuzfahrer.

Das Grab steht unter wilden Heiden;
Das Grab, worin der Heiland lag,
Muß Frevel und Verspottung leiden,
Und wird entheiligt jeden Tag.
Es klagt heraus mit dumpfer Stimme:
Wer rettet mich von diesen Grimme!

Wo bleiben seine Heldenjünger?
Verschwunden ist die Christenheit!
Wer ist des Glaubens Wiederbringer?
Wer nimmt das Kreuz in dieser Zeit?
Wer bricht die schimpflichsten der Ketten
Und wird das heil'ge Grab erretten?

Gewaltig geht auf Land und Meeren
In tiefer Nacht ein heil'ger Sturm;
Die trägen Schläfer aufzustören,
Umbräust er Lager, Stadt und Thurm,

Ein Klageschrei um alle Binnen:
Auf, träge Christen, zieht von hinnen.

Es lassen Engel aller Orten
Mit ernstem Antlitz stumm sich sehn,
Und Pilger sieht man vor den Pforten
Mit kummervollen Wangen stehn;
Sie klagen mit den bängsten Tönen
Die Grausamkeit der Sarazenen.

Es bricht ein Morgen, roth und trübe,
Im weiten Land der Christen an;
Der Schmerz der Wehmuth und der Liebe
Verkündet sich bei Jedermann.
Ein jedes greift nach Kreuz und Schwerdte
Und zieht entflammt von seinem Heerde.

Ein Feureifer tobt im Heere,
Das Grab des Heilands zu befrein.
Sie eilen fröhlich nach dem Meere,
Um bald auf heil'gem Grund zu sehn.
Auch Kinder kommen noch gelaufen
Und mehren den geweihten Haufen.

Hoch weht das Kreuz im Siegespaniere.
Und alte Helden stehn voran.
Des Paradieses sel'ge Thüre
Wird frommen Kriegern aufgethan;
Ein jeder will das Glück genießen,
Sein Blut für Christus zu vergießen.

Zum Kampf, ihr Christen! Gottes Schaaren
Ziehn mit in das gelobte Land,
Bald wird der Heiden Grimm erfahren
Des Christengottes Schreckenshand.
Wir waschen bald in frohem Muth
Das heilige Grab mit Heidenblute.

Die heilige Jungfrau schwebt, getragen
Von Engel, ob der wilden Schlacht,
Wo jeder, den das Schwerdt geschlagen,
In ihrem Mutterarm erwacht.
Sie neigt sich mit verklärter Wange
Herunter zu dem Waffenklange.

Hinüber zu der heil'gen Stätte!
Des Grabes dumpfe Stimme tönt!
Bald wird mit Sieg und mit Gebete
Die Schuld der Christenheit versöhnt!
Das Reich der Heiden wird sich enden,
Ist erst das Grab in unsern Händen.

Zulimas Lied.

Bricht das matte Herz noch immer
Unter fremdem Himmel nicht?
Kommt der Hoffnung bleicher Schimmer
Immer mir noch zu Gesicht?
Kann ich wohl noch Rückkehr wähen?
Stromweis stürzen meine Thränen,
Bis mein Herz in Kummer bricht.

Köunt' ich dir die Myrthen zeigen
Und der Ceder dunkles Haar!
Führen dich zum frohen Reigen
Der geschwisterlichen Schaar!
Sähst du im gestickten Kleide,
Stolz im köstlichen Geschmeide
Deine Freundin, wie sie war.

Eble Jünglinge verneigen
Sich mit heißem Blick vor ihr:

Zärtliche Gefänge steigen
Mit dem Abendstern zu mir.
Dem Geliebten darf man trauen;
Ew'ge Lieb und Treu den Frauen,
Ist der Männer Losung hier.

Hier, wo um kristallne Quellen
Liebend sich der Himmel legt
Und mit heißen Balsamwellen
Um den Hayn zusammenschlägt,
Der in seinen Lustgebieten,
Unter Früchten, unter Blüthen
Tausend bunte Säng' er hegt. —

Fern sind jene Jugendträume!
Abwärts liegt das Vaterland!
Längst gefällt sind jene Bäume,
Und das alte Schloß verbrannt.
Fürchterlich, wie Meerestwogen,
Kam ein rauhes Heer gezogen,
Und das Paradies verschwand.

Fürchterliche Gluthen flossen
In die blaue Luft empor,
Und es drang auf stolzen Roffen
Eine wilde Schaar ins Thor.
Säbel klirrten; unsre Brüder,
Unser Vater kam nicht wieder,
Und man riß uns wild hervor.

10*

Meine Augen wurden trübe;
Fernes mütterliches Land,
Ach! sie bleiben dir voll Liebe
Und voll Sehnsucht zugewandt!
Wäre nicht dies Kind vorhanden,
Längst hätt' ich des Lebens Banden
Aufgelöst mit kühner Hand.

Das Lied des Bergmanns.

Der ist der Herr der Erde,
Wer ihre Tiefen mißt
Und jeglicher Beschwerde
In ihrem Schooß vergißt.

Wer ihrer Felsenglieder
Geheimen Bau versteht
Und unverdrossen nieder
Zu ihrer Werkstatt geht.

Er ist mit ihr verbündet
Und inniglich vertraut
Und wird von ihr entzündet,
Als wär sie seine Braut.

Er sieht ihr alle Tage
Mit neuer Liebe zu
Und scheut nicht Fleiß und Plage,
Sie läßt ihm keine Ruh.

Die mächtigen Geschichten
Der längst verfloßnen Zeit
Ist sie ihm zu berichten
Mit Freundlichkeit bereit.

Der Vorwelt heil'ge Lüfte
Umwehn sein Angesicht,
Und in der Nacht der Klüfte
Strahlt ihm ein ew'ges Licht.

Er trifft auf allen Wegen
Ein wohlbekanntes Land,
Und gern kommt sie entgegen
Den Werken seiner Hand.

Ihm folgen die Gewässer
Hilfreich den Berg hinauf;
Und alle Felsenschlösser
Thun ihr Schatz' ihm auf.

Er führt des Goldes Ströme
Zu seines Königs Haus
Und schmückt die Diademe
Mit edlen Steinen aus.

Zwar reicht er treu dem König
Den glückbegabten Arm,
Doch fragt er nach ihm wenig
Und bleibt mit Freuden arm.

Sie mögen sich erwürgen
Am Fuß um Gut und Geld;
Er bleibt auf den Gebirgen
Der frohe Herr der Welt.

Der heimliche König.

Ich kenne wo ein festes Schloß,
Ein stiller König wohnt darinnen,
Mit einem wunderlichen Troß;
Doch steigt er nie auf seine Bänne.
Verborgen ist sein Lustgemach,
Und unsichtbare Wächter lauschen;
Nur wohlbekannte Quellen rauschen
Zu ihm herab vom bunten Dach.

Was ihre hellen Augen sahn
In der Gestirne weiten Sälen,
Das sagen sie ihm treulich an
Und können sich nicht satt erzählen.
Er badet sich in ihrer Flut,
Wäscht sauber seine zarten Glieder,
Und seine Strahlen blinken wieder
Aus seiner Mutter weißem Blut.

Sein Schloß ist alt und wunderbar,
Es sank herab aus tiefen Meeren,
Stand fest und steht noch immerdar,
Die Flucht zum Himmel zu verwehren;
Von innen schlingt ein heimlich Band
Sich um des Reiches Unterthanen,
Und Wolken wehn wie Siegesfahnen
Herunter von der Felsenwand.

Ein unermessliches Geschlecht
Umgiebt die festverschlossnen Pforten,
Ein jeder spielt den treuen Knecht
Und ruft den Herrn mit süßen Worten.
Sie fühlen sich durch ihn beglückt
Und ahnden nicht, daß sie gefangen;
Berauscht von trüglichem Verlangen
Weiß keiner wo der Schuh ihn drückt.

Nur Wenige sind schlau und wach
Und dürsten nicht nach seinen Gaben;
Sie trachten unablässig nach,
Das alte Schloß zu untergraben.
Der Heimlichkeit urmächtgen Bann
Kann nur die Hand der Einsicht lösen;
Gelingt's, das Innre zu entblößen:
So bricht der Tag der Freiheit an.

Dem Fleiß ist keine Wand zu fest,
Dem Muth kein Abgrund unzugänglich;

Wer sich auf Herz und Hand verläßt,
Spürt nach dem König unbedenklich.
Aus seinen Kammern holt er ihn,
Vertreibt die Geister durch die Geister,
Macht sich der wilden Fluthen Meister
Und heißt sie selbst heraus sich ziehn.

Je mehr er nun zum Vorschein kömmt
Und wild umher sich treibt auf Erden;
Je mehr wird seine Macht gedämmt,
Je mehr die Zahl der Freien werden.
Am Ende wird, von Banden los,
Das Meer die leere Burg durchdringen
Und trägt auf weichen, grünen Schwingen
Zurück uns in der Heimath Schooß.

Das Lied des Eremiten.

Gern verweilt' ich noch im Thale
Lächelnd in der tiefen Nacht,
Denn der Liebe volle Schaale
Wird mir täglich dargebracht.

Ihre heil'gen Tropfen heben
Meine Seele hoch empor,
Und ich steh in diesem Leben
Trunken an des Himmels Thor.

Eingewiegt in sel'ges Schauen
Nengstigt mein Gemüth kein Schmerz.
O! die Königin der Frauen
Giebt mir ihr getreues Herz.

Bangverweinte Jahre haben
Diesen schlechten Thon verklärt
Und ein Bild ihm eingegraben,
Das ihm Ewigkeit gewährt.

Jene lange Zahl von Tagen
Dünkt mir nur ein Augenblick;
Werd' ich einst von hier getragen
Schau ich dankbar noch zurück.

Mädchenlied.

Sind wir nicht geplagte Wesen?
Ist nicht unser Loos betrübt?
Nur zu Zwang und Noth erlesen,
In Verstellung nur geübt,
Dürfen selbst nicht unsre Klagen —
Sich aus unserm Busen wagen.

Allem, was die Eltern sprechen,
Widerspricht das volle Herz.
Die verbotne Frucht zu brechen,
Fühlen wir der Sehnsucht Schmerz;
Möchten gern die süßen Knaben
Fest an unserm Herzen haben.

Wäre dies zu denken Sünde?
Zollfrei sind Gedanken doch.
Was bleibt einem armen Kinde *m*
Außer süßen Träumen noch?
Will man sie auch gern verbannen,
Nimmer ziehen sie von dannen.

Wenn wir auch des Abends beten,
Schreckt uns doch die Einsamkeit,
Und zu unsern Kissen treten
Sehnsucht und Gefälligkeit.
Könnten wir wohl widerstreben,
Alles, Alles hinzugeben?

Unsre Reize zu verhüllen,
Schreibt die strenge Mutter vor.
Ach! was hilft der gute Willen,
Quellen sie nicht selbst empor?
Bei der Sehnsucht innrem Beben
Muß das beste Band sich geben.

Jede Neigung zu verschließen,
Hart und kalt zu sein wie Stein,
Schöne Augen nicht zu grüßen,
Fleißig und allein zu sein,
Keiner Bitte nachzugeben:
Heißt das wohl ein Jugendleben?

Groß sind eines Mädchens Plagen,
Ihre Brust ist krank und wund,
Und zum Lohn für stille Klagen
Küßt sie noch ein welker Mund.
Wird denn nie das Blatt sich wenden,
Und das Reich der Alten enden?

Klingsohrs Lob des Weines.

Auf grünen Bergen wird geboren
Der Gott, der uns den Himmel bringt,
Die Sonne hat ihn sich erkoren,
Daß sie mit Flammen ihn durchdringt.

Er wird im Lenz mit Lust empfangen,
Der zarte Schooß quillt still empor,
Und wenn des Herbstes Früchte prangen,
Springt auch das goldne Kind hervor.

Sie legen ihn in enge Wiegen,
In's unterirdische Gefchoß.
Er träumt von Festen und von Siegen
Und baut sich manches luft'ge Schloß.

Es nahe keiner seiner Kammer,
Wenn er sich ungeduldig drängt
Und jedes Band und jede Klammer
Mit jugendlichen Kräften sprengt.

Denn unsichtbare Wächter stellen,
So lang er träumt sich um ihn her;
Und wer betritt die heil'gen Schwellen,
Den trifft ihr luftumwundner Speer.

So wie die Schwingen sich entfalten,
Läßt er die lichten Augen sehn.
Läßt ruhig seine Priester schalten
Und kommt heraus, wenn sie ihm flehn.

Aus seiner Wiege dunklem Schooße
Erscheint er im Krystallgewand;
Verschwiegner Eintracht volle Rose
Trägt er bedeutend in der Hand.

Und überall um ihn versammeln
Sich seine Jünger hoch erfreut;
Und tausend frohe Zungen stammeln
Ihm ihre Lieb und Dankbarkeit.

Er sprüht in ungezählten Strahlen
Sein innres Leben in die Welt,
Die Liebe nippt aus seinen Schalen
Und bleibt ihm ewig zugesellt.

Er nahm als Geist der goldnen Zeiten
Von jeher sich des Dichters an,
Der immer seine Lieblichkeiten
In truntnen Liedern aufgethan.

Er gab ihm, seine Treu zu ehren,
Ein Recht auf jeden hübschen Mund,
Und daß es keine darf ihm wehren,
Macht Gott durch ihn es allen kund.

Lied des Pilgers.

Liebeszähren, Liebesflammen,
Fließt zusammen;
Heiligt diese Wunderstätten,
Schwärmt um diesen Baum wie Bienen
In unzähligen Gebeten.

Er hat froh sie aufgenommen,
Als sie kommen,
Sie geschützt vor Ungewittern;
Sie wird einst in ihrem Garten
Ihn begießen und ihn warten,
Wunder thun mit seinen Splittern.

Auch der Felsen ist gesunken,
Freudetrunken,
Zu der sel'gen Mutter Füßen.
Ist die Andacht auch in Steinen,
Sollte da der Mensch nicht weinen
Und sein Blut für sie vergießen?

Die Bedrängten müssen ziehen
Und hier knieen;
Alle werden hier genesen.
Keiner wird fortan noch klagen,
Alle werden fröhlich sagen:
Einst sind wir betrübt gewesen.

Ernste Mauern werden stehen
Auf den Höhen.
In den Thälern wird man rufen,
Wenn die schwersten Zeiten kommen:
Keinem sei das Herz beklommen,
Nur hinan zu jenen Stufen!

Gottes Mutter und Geliebte,
Der Betrübte
Wandelt nun verklärt von hinnen.
Ew'ge Güte, ew'ge Milde,
O! ich weiß, du bist Rathilde
Und das Ziel von meinem Sinnen.

Ohne mein verwegnes Fragen
Wirfst mir sagen,
Wann ich zu dir soll gelangen.
Gern will ich in tausend Weisen
Noch der Erde Wunder preisen,
Bis du kommst, mich zu umfassen.

Alte Wunder, künft'ge Zeiten,
Seltsamkeiten

Weichet nie aus meinem Herzen.
Unbergeßlich sei die Stelle,
Wo des Lichtes heil'ge Quelle
Weggespült den Traum der Schmerzen.

Gefang der Toten.

Lobt doch unsre stillen Feste,
Unsre Gärten, unsre Zimmer,
Das bequeme Hausgeräthe,
Unser Hab' und Gut.
Täglich kommen neue Gäste,
Diese früh, die andern späte,
Auf den weiten Herden immer
Lodert neue Lebens-Blut.

Tausend zierliche Gefäße,
Einst bethaut mit tausend Thränen,
Goldne Ringe, Sporen, Schwerdter,
Sind in unserm Schatz:
Viel Kleinodien und Juwelen
Wissen wir in dunklen Höhlen,
Keiner kann den Reichthum zählen,
Zählt' er auch ohn' Unterlaß.

Kinder der Vergangenheiten,
Helden aus den grauen Zeiten,

Der Gestirne Riesengeister,
Wunderlich gefellt.
Holde Frauen, ernste Meister,
Kinder und verlebte Greise,
Sitzen hier in einem Kreise,
Wohnen in der alten Welt.

Keiner wird sich je beschweren,
Keiner wünschen fort zu gehn,
Wer an unsern vollen Tischen
Einmal fröhlich saß.
Klagen sind nicht mehr zu hören,
Keine Wunden mehr zu sehen,
Keine Thränen abzuwischen;
Ewig läuft das Stundenglas.

Tiefgerührt von heilger Güte
Und versenkt in sel'ges Schauen,
Steht der Himmel im Gemüthe,
Wolkenloses Blau;
Lange fliegende Gewande
Tragen uns durch Frühlingsauen,
Und es weht in diesem Lande
Nie ein Lüftchen kalt und rauh.

Süßer Reiz der Mitternächte,
Stiller Kreis geheimer Mächte,
Wollust räthselhafter Spiele,
Wir nur kennen euch;

Wir nur sind am hohen Ziele,
Bald in Strom uns zu ergießen,
Dann in Tropfen zu zerfließen
Und zu nippen auch zugleich.

Uns ward erst die Liebe, Leben;
Innig wie die Elemente
Mischen wir des Dasehns Fluthen,
Brausend Herz mit Herz.
Lüstern scheiden sich die Fluthen,
Denn der Kampf der Elemente
Ist der Liebe höchstes Leben,
Und des Herzens eignes Herz.

Leiser Wünsche süßes Blaudern
Hören wir allein und schauen
Immerdar in sel'ge Augen,
Schmecken nichts als Mund und Fuß;
Alles was wir nur berühren,
Wird zu heißen Balsamfrüchten,
Wird zu weichen, zarten Brüsten,
Opfer kühner Lust.

Immer wächst und blüht Verlangen,
Am Geliebten festzuhangen,
Ihn im Innern zu empfangen,
Eins mit ihm zu sehn.
Seinem Durste nicht zu wehren,
Sich im Wechsel zu verzehren,

Von einander sich zu nähren,
Von einander nur allein.

So in Lieb' und hoher Wollust
Sind wir immerdar versunken,
Seit der wilde, trübe Funken
Jener Welt erlosch ;
Seit der Hügel sich geschlossen,
Und der Scheiterhaufen sprühte,
Und dem schauernden Gemüthe
Nun das Erdgesicht zerfloß.

Zauber der Erinnerungen,
Heil'ger Wehmut süße Schauer,
Haben innig uns durchklungen,
Kühlen unsre Blut.
Wunden giebt's, die ewig schmerzen,
Eine göttlich tiefe Trauer
Wohnt in unser aller Herzen,
Löst uns auf in Eine Fluth.

Und in dieser Fluth ergießen
Wir uns auf geheime Weise
In den Ocean des Lebens
Tief in Gott hinein ;
Und aus seinem Herzen fließen
Wir zurück in unserm Kreise,
Und der Geist des höchsten Strebens
Taucht in unsre Wirbel ein.

Schüttelt eure goldnen Ketten
Mit Smaragden und Rubinen
Und die blanken, saubern Spangen,
Blitz und Klang zugleich.
Aus des feuchten Abgrunds Betten,
Aus den Gräbern und Ruinen,
Himmelsrosen auf den Wangen
Schwebt ins bunte Fabelreich.

Könnten doch die Menschen wissen,
Unsr künftigen Genossen,
Daß bei allen ihren Freuden
Wir geschäftig sind:
Jauchzend würden sie verschneiden,
Gern das bleiche Daseyn missen, —
O! die Zeit ist bald verflossen,
Kommt, Geliebte, doch geschwind!

Helft uns nur den Erdgeist binden,
Lernt den Sinn des Todes fassen
Und das Wort des Lebens finden;
Einmal kehrt euch um.
Deine Macht muß bald verschwinden,
Dein erborgtes Licht verblaffen,
Werden dich in kurzem binden,
Erdgeist, deine Zeit ist um.

Marienlieder.

1.

Wer einmal, Mutter, dich erblickt,
Wird vom Verderben nie bestrickt,
Trennung von dir muß ihn betrüben,
Ewig wird er dich brünstig lieben;
Und deiner Huld Erinnerung
Bleibt fortan seines Geistes höchster Schwung.

Ich mein' es herzlich gut mit dir,
Was mir gebricht, siehst du in mir.
Laß, süße Mutter, dich erweichen,
Einmal gieb mir ein frohes Zeichen.
Mein ganzes Daseyn ruht in dir,
Nur einen Augenblick sei du bei mir.

Oft, wenn ich träumte, sah ich dich
So schön, so herzensinniglich.
Der kleine Gott auf deinen Armen
Wollt' des Gespielen sich erbarmen,

Du aber hobst den hehren Blick
Und gingst in tiefe Wolkenpracht zurück.

Was hab' ich Armer dir gethan?
Noch bet' ich dich voll Sehnsucht an;
Sind deine heiligen Kapellen
Nicht meines Lebens Ruhestellen?
Gebenedeute Königin,
Nimm dieses Herz mit diesem Leben hin!

Du weißt, geliebte Königin,
Wie ich so ganz dein eigen bin.
Hab' ich nicht schon seit langen Jahren
Im stillen deine Huld erfahren?
Als ich kaum meiner noch bewußt,
Sog ich schon Milch aus deiner sel'gen Brust.

Unzähligmal standst du bei mir,
Mit Kindeslust sah ich nach dir;
Dein Kindlein gab mir seine Hände,
Daß es dereinst mich wieder fände;
Du lächeltest voll Zärtlichkeit
Und küßtest mich: o himmelsüße Zeit!

Fern steht nun diese sel'ge Welt,
Gram hat sich längst zu mir gesellt;
Betrübt bin ich umhergegangen;
Hab' ich mich denn so schwer vergangen?
Kindlich berühr' ich deinen Saum:
Erwecke mich aus diesem schweren Traum.

Darf nur ein Kind dein Antlitz schau'n
Und deinem Beistand fest vertrau'n,
So löse doch des Alters Binde
Und mache mich zu deinem Kinde:
Die Kindeslieb' und Kindestreu
Wohnt mir von jener goldnen Zeit noch bei.

2.

Ich sehe dich in tausend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt,
Doch keins von allen kann dich schildern,
Wie meine Seele dich erblickt.

Ich weiß nur, daß der Welt Getümmel
Seitdem mir wie ein Traum verweht,
Und ein unnennbar süßer Himmel
Mir ewig im Gemütthe steht.

Fragment.

Wohin ziehst du mich,
Fülle meines Herzens,
Gott des Rausches,
Welche Wälder, welche Klüfte
Durchstreift ich mit fremdem Muth.
O, welche Höhlen
Hören in den Sternentranz
Cäsars ewigen Glanz mich flechten
Und den Göttern ihn zugesellen.
Unerhörte, gewaltige,
Keinen sterblichen Lippen entfallene
Dinge will ich sagen.
Wie die glühende Nachtwandlerin,
Die bacchische Jungfrau
Am Gebrus staunt
Und im thrazischen Schnee
Und in Rhodope, im Lande der Wilden,
So dünkt mir seltsam und fremd
Der Flüsse Gewässer,
Der einsame Wald

Das Gedicht.

Himmliches Leben im blauen Gewande,
Stiller Wunsch im blassen Schein —
Flüchtig gräbt im bunten Sande
Sie den Zug des Namens ein —
Unter hohen, festen Bogen,
Nur vom Lampenlicht erhellt,
Liegt, seitdem der Geist entflogen,
Nun das Heiligste der Welt.
Leise kündet bess're Tage
Ein verlornes Blatt uns an,
Und wir sehn der alten Sage
Mächt'ge Augen aufgethan.
Nacht euch stumm dem ernstern Chore
Harrt auf seinen Flügelschlag
Und vernehmt herab vom Chore,
Wo weissagend der Marmor lag.
Flücht'ges Leben und lichte Gestalten
Füllen die weite, leere Nacht,

Nur von Scherzen aufgehalten
Burden unendliche Zeiten verbracht —
Liebe brachte gefüllte Becher,
Also perlt in Blumen der Geist,
Ewig trinken die kindlichen Becher
Bis der geheiligte Teppich zerreißt.
Fort durch unabsehbliche Reiche
Schwanden die bunten, rauschenden Wogen,
Endlich von farbigen Käfern getragen
Kam die Blumenfürstin allein,
Schleier, wie Wolken, zogen
Von der blendenden Stirn zu den Füßen —
Wir fielen nieder, sie zu grüßen —
Wir weinten bald — sie war entfliegen.

Vermischte Gedichte

Die Liebe.

Wenn sanft von Rosenhügeln
Der Tag nach Westen schleicht,
Der Nacht mit Schlummerflügeln
Und Sternenchor entweicht.

Will ich die Liebe singen
Auf der Theorbe hier,
Mein Lockenhaar umschlingen
Mit süßen Myrthen ihr.

Es soll dann wiedertönen
In dieser Grotte Nacht
Das Loblied meiner Schönen,
Wenn nur die Quelle wacht.

Und wenn vom Morgensterne
Mir Sonne niederblinkt,
Und sich die heitre Ferne
Mit Rosenkranz umschlingt,

12*

Tön' ich in kühlen Klüften
Nuch meiner Liebe Lied,
Umtanzt von Blumendüften,
Wenn aller Schlummer flieht.

Und rund um mich erwachet
Der Nachtigallen Chor,
Und jede Aue lachet,
Und jeder Hirt ist Ohr.

Kein Süßer's als die Liebe
Empfand kein Sterblicher,
Was hie bevor war trübe,
Wird durch sie lieblicher.

An Lucie.

Kleines Mädchen mit den blauen
Augen, die ins Herze mir
Wonne und Entzücken thauen,
Sieh! ich sing' ein Liedchen Dir.

Voller Liebe, voller Freude,
Die mir täglich holder wird,
Seit uns Amor alle beide
Mit den Flügelchen umschwirrt.

Doch am meisten, wenn ich sehe
Dein so schalkhaft Augenpaar
Und zu deinen Füßen flehe,
Sanft umweht vom goldnen Haar.

Und im kühlen Buchenhaine,
Wenn wir froh beisammengehn
Und im Quell bei Mondesscheine
Nach den blassen Bildern sehn

Und im Reihentanz uns drehen
Auf der reichen Blumenau
Und des Morgens gleich den Rehen
Schlüpfen durch den bunten Thau.

Nimm dieß Liedchen hin und singe
Munter es bei dem Klavier,
Wenn mit Myrthen ich umschlinge
Meine kleine Laute mir.

An Laurens Eichhörnchen.

D, Thierchen, das mit Munterkeit
Vor meines Mädchens Fenster springet,
Und dem sie selbst voll Sorgsamkeit
Im weißen Händchen Futter bringet.

Das Sprünge macht wie Pantalon,
Durch seine Späße sie vergnüget
Und seiner Drolligkeit zum Lohn,
Von ihr geliebt, im Schooße lieget,

Das an ihr hängt, dem Busen nah
Und ihre Rosenwangen lecket,
Und das oft viele Reize sah,
Die meinem Späherblick verstedet.

Sonst bin ich wohl vom Reide frei,
Doch hier da muß ich dich beneiden,
Sie koset dich und liebt dich treu,
Bei mir verhöhnt sie meine Leiden.

D, lächelste mir doch das Glück,
Ließ einen Tag mich in dich fahren,
Denn mich begnügte nicht ein Blick,
Sie würde Ledas Loos erfahren.

Au Jeanette — *)

Nimm meine Bücher, meine kleinen Reime
Mein Häuschen hin, und sei zufrieden, wie ich bin.
Nimm meinen sanften Schlummer, meine Träume,
So hold sie sind, auch hin!

Und wenn mir ja noch etwas bliebe:
Mein Becher, Kranz und Stab, so mag es deine seyn!
Doch willst Du mehr, mein Herz und meine Liebe?
Die sind schon lange dein.

*) Der Name ist ausgeschritten.

Die Nachtigall.

Nach uns sing hier im fernen Schattenthale,
Du kleine frohe Lieberkönigin,
Dein wirbelnd Lied, wenn aus der vollen Schaale
Voll Milch wir schöpfen frohen Sinn

Und uns, mit unserm Schicksal wohl zufrieden,
Der Scherz, die Freude hier im Röhlen blüht,
Wenn draußen noch vom fernen Flammenfüden
Der Hundstern die Gefilde glüht.

O, streite mit dem wachen Echo immer,
Ergöze uns, dein Weib, den Hain und dich,
So lange bis mit blasser Wangen Schimmer
Der Mond von seinem Lager schlich.

Wir lieben dich, wenn auch mit bunten Farben
Die grauen Flügelchen nicht ausgeschmückt
Dir nicht den Ruhm des Vögelchens erwarben,
Das als das schönste uns entzückt.

Denn du bist reich an süßen Harmonien,
Die wonnevoll und seelenschmelzend sind,
Die einen guter Seelen Sympathieen,
Du wirkst aufs Herz so süß und lind.

Die Erlen.

Wo hier aus den felsichten Gräften
Das silberne Bächelchen rinnt,
Umflattert von scherzenden Lüften
Des Maies, die Reize gewinnt,

Um welche mein Mädchen es liebt,
Das Mädchen so rosicht und froh,
Und oft mir ihr Herzchen hier giebt,
Wenn städtisches Wimmeln sie floh:

Da wachsen auch Erlen, sie schatten
Uns beide in seliger Ruh,
Wenn wir von der Hitze ermatten,
Und sehen uns Fröhlichen zu.

Aus ihren belaubeten Zweigen
Ertönet der Vögel Gesang,
Wir sehen die Vögelchen steigen
Und flattern am Bache entlang.

O Erlen! o wachset und blühet
Mit unserer Liebe doch nur,
Ich wette, in kurzer Zeit siehet
Man euch als die Höchsten der Flur.

Und kommet ein anderes Bärchen,
Das herzlich sich liebet wie wir
Ich und mein goldlockiges Märchen,
So schatte ihm Ruhe auch hier.

Mein Wunsch.

König möchte seyn, wer wollte!
Was ging' mich der König an?
Möchte sitzen tief im Golde,
Wer es listig sich gewann!
Wenn ich ruhig könnte lachen
In Luischens weichem Arm,
Ungestört von stolzen Hachen,
Unbetäubt vom Thorenschwarm:
Nur zum süßesten Entzücken
Von der Freude selbst gestimmt,
Und aus ihren Feuerblicken
Süßen Tod zu ziehn bestimmt.

Die Quelle.

Murmle stiller, Quellchen, durch den Hain,
Gold durchflochten von der Sonne Schimmer,
Singe deine süßen Lieder immer,
Sanft umdämmert von den Frühlingsmai'n.

Philomele ruft Aftorbe drein,
Leiser Liebe zärtliches Gewimmer,
Da wo sich das zarte Nestchen krümmer
Neiget zu der Welle Silberschein.

Käme Molly doch hierher gegangen,
Wo Natur im Hirtenkleide schwebt,
Ungewaltig mir im Busen webt,
Reizvoll würde sie mich auch umfassen,
Und vergessen ließ ein einz'ger Kuß
Uns vergangnen Kummer und Verdruß.

Trinklied.

Wie schmeckt das Gläschen Wein so süß!
Wie lieblich tönt sein Mändchen!
Ich weiß, wer Alles stehen ließ,
Kämst du aus manchem Händchen.

O, sei mir doch zu jeder Frist
Das Mäpchen des Genusses,
Und bleibe mir, so klein du bist,
Das Horn des Ueberflusses.

Bist du mein alter Lieblingskrug,
So bin ich Sohn des Glückes.
Ich freue mich bei jedem Zug
Des freundlichen Geschickes.

Zu einem solchen Becher rückt
Sich fest die heitre Laune,
Und keine Sorge reißt und knickt
Am grünen Gartenzaune.

Drum trinke, wer nur trinken kann,
Aus einem solchen Becher,
Er stößt noch mit den Enkeln an,
Und bleibt ein froher Becher.

O, hör' ich einst an meiner Thür
Die letzte Stunde klopfen,
So trink ich dankbar noch aus dir
Der Flasche letzte Tropfen.

Auf Josefs Tod.

Wie Friedrich starb entflohn die Pierinnen
Der deutschen Flur, die Kriegeskünfte flohn.
Bei Josefs Tod seh ich der Duldung Thränen rinnen
Und froher Hoffnung voll am umgestürzten Thron
Den Aberglauben stolz ein Freudenlied beginnen.

Au Herr Brachmann.

Der Weisheit Pfad schlingt sich durch Schattengänge
Gemach zum rosenvollen Ziel hinauf,
Verwundernd staunt es an die träge Menge,
Doch wenige vollenden hin den Lauf.

Du Freund stehst jetzt voll Feuer froher Jugend,
Heiß dürstend, an des hehren Pfads Beginn;
Sieh! dort schon windet Dir Talent und Tugend
Den schönsten Kranz zum herrlichsten Gewinn.

Drum ring und strebe bald ihn zu erlangen,
Doch denke dann, mit Ehr und Ruhm bekrönt,
Noch an der Freundschaft schmeichelndes Umfängen,
Von der nicht ächte Weisheit je entwöhnt.

Friedrich von Hardenberg
in einem Anstoß poetischer Laune.

An meine sterbende Schwester.

Deinen Wangen entflohn Rosen des Jugend=Mai's,
Und es welkte dein Lenz, Farbe des Todes liegt
Auf dem hageren Antlitz,
Nur dein Auge strahlt Heiterkeit.

Leiden wurden Dir früh, Pilgerin, vorgestreut,
Fühltest selten die Lust, welche uns Jugend reicht,
Doch trug heiteres Muthes
Sie dein reifer, geübter Geist.

Schon winkt Dir aus der Fern seliger Ewigkeit
Der unsterbliche Kranz, harret der Siegerin,
Bald flieht Leiden und Leib der
Fessellose, geprüfte Geist.

Schaue Selige dann, bist Du von Gott verklärt,
Freudenreiches Blicks auf die Gefilde her,
Wo im Haine des Abends
Die Erinnerung mich umschwebt.

Wisple leiser um mich, wenn ich bei Mondenschein
Schau zur schimmernden Flur, höhere Lieder sing
Und mit Freuden verweile
Bei dem blumigen, grünen Grab.

Zufriedenheit.

Sei stets mit deinem Loos zufrieden,
Das dir der Allmacht Milde lieh,
So manches Glück keimt noch hienieden
Für manche Kummerlast und Müh;
Bewünsche nicht dies Pilgerleben
In Stunden voll Melancholie:
O! Mensch! Natur und Tugend geben
Noch viele Freuden, suche sie!

Ein grünes Halmchen, das auf öden
Bereisten Wiesen einsam lacht,
Entwölkt oft mehr als Freundesreden
Die Stirn, auf der stets Kummer wacht;
Doch ach! ein Blick auf Frühlingsfluren
Söhnt stracks uns mit dem Leben aus
Und löscht des tiefsten Kummers Spuren
Sogleich aus Sinn und Busen aus.

Doch oft, wenn du, gekränkt vom Neide,
Dem Menschenhaffe nahe bist,

13*

Und jede süße Menschenfreude
Dir unschmackhaft geworden ist,
Wenn Zweifel dich an Menschentugend
Mit drückendem Gefühl umschlingt,
Und jede Kraft von deiner Jugend
Mit Stumpfheit und mit Ohnmacht ringt,

Wenn Krankheit dich in schwere Bande
Von immer regen Leiden zwingt,
Und dich Verzweiflung zum Rande
Des bodenlosen Grabes drängt:
Dann hilft Natur und Lenz dir nimmer,
Nicht Freundschaft und Philosophie,
Sie machen leider oft nur schlimmer
Die schreckliche Melancholie.

Drum fleuch, o Mensch! allein zum Buche
Der göttlichsten Religion,
Dem heiligsten der Bücher, suche
Da nur den Trost, der dir gefloh'n:
Aus ihm träufst dir die Fülle Segen
Ins Herz und innre Seligkeit,
Und dich umlacht auf rauhen Stegen
Dann göttliche Zufriedenheit.

An ein fallendes Blatt.

Es nahet sich der Winter wieder
Mit seinem Schnee und Sturm und Eis,
Aus dürrn Hainen fliehn die Vieder,
Es kleidet sich die Flur in Weiß,

Von Eichen wehn die Blätter nieder
Nicht mehr belebt vom Vögelfleiß,
Der Sturm mit traurigem Gefieder
Durchhaust sie auf der Zeit Geheiß,

Entreißet ihr das Blatt gewaltsam,
Das ganz allein noch an ihr hing,
Und spielt damit nun unaufhaltsam,
Und wirft es, daß er's wiederfing.

So reißt auch, häufen sich die Jahre,
Und nahet sich das stille Grab,
Und bleichen erst die blonden Haare,
Der Nord die letzte Rose ab.

O glücklich! kann man dann mit Freuden
Die letzte Rose fliegen sehn
Und braucht den Jüngling nicht zu neiden,
Um den vollaufgeblüht sie stehn,

Kann sich auf andre Blumen freuen,
Die Töchter der Unsterblichkeit,
Man braucht dann nicht den Sturm zu scheuen,
Der Erdenleben uns verbeut.

An Freund Brachmann.

Jetzt, da im Glanz der Frühlingssonne
Sich jeder unsrer Wünsche dreht,
Und uns wie jenem in der Tonne
Selbst Philipps Sohn im Wege steht,
Jetzt, wo geheimnißvoll und dunkel
Nur unser Herz Orakel spricht,
Und Herkules an seiner Kunkel
Bei uns nicht seinen Ruhm verbricht,
Jetzt, wo sich unsre trübe Laune,
Sich, mit dem sauren Gang verstreut,
Von dem der Ruf der Kriegsposaune
Selbst Helden Coburg nicht befreit,
Jetzt sag ich Dir mit einem Drucke
Der wärmsten Hand, daß Du auch einst
Schon in des Alters Silberschmucke
Zu mir noch deinen Freund beweinst.

An M. und S. *)

Glücklich vereinigte sie die Hand der bildenden Mutter:
Was man bei Einer empfand — sagt man der
Andern so gern.

Siehst du sie beide, so siehst du das Räthsel neben
der Lösung.

Einzelne ist jede für sich Räthsel und Lösung zugleich.

Sahst du die liebliche Mutter wohl gern als knos=
pendes Mädchen?

Oder das Knöspschen erblüht? — Schaue die Lieb=
lichen selbst.

*) An Frau von Mandelsloh und an ihre Schwester
Sophie, Hardenbergs erste Braut.

Lied beim Busch
am Abend der Trennung.

Sind nicht die Augenblicke
Begeisterten Gefühls
Werth unsers wärmsten Dankes
Und würdig unsers Ziels?
Da steht im frohen Birkel
Der Menschheit Genius
Und gießt aus voller Schaaale
Den edelsten Genuß.

Dem Greis entglimmt in ihnen
Der alten Jugend Blut.
Hier schöpft der Mann zu Thaten
Begeisterung und Muth.
Hoch klopft des Jünglings Busen,
Gerührt wird jedes Herz,
Und jedes drückt voll Liebe
Geschwister nur ans Herz.

Nur solche Feste schmücken
Des Lebens rauhen Pfad;
Nur Herzensfülle hemmet
Des Glückes leichtes Rad.
Wo Freudenthränen glänzen,
Wo Herz zu Herzen spricht,
Mitfühlend jedes fühlet,
Nur da entrollt es nicht.

O! himmlisch tönt in Liedern
Erinnerung an sie,
Und weckt nach langen Jahren
Der Nachwelt Sympathie,
Wir freun uns aller Spuren
Der alten Fröhlichkeit.
Einst freun sich unsre Enkel
Noch unsrer frohen Zeit.

Drum laßt an diesem Abend,
Der noch vereint uns sieht,
Da uns so bald nicht wieder
Ein solches Stündchen blüht,
Uns jedem unsrer Lieben
Ein Rosenblättchen streun
Und unsern Herzenswünschen
Sodann dies Lied jezt weihn.

Dem Vater und der Mutter,
Die nichts als Kinder sehn,

Mag bis zum Rand des Lebens
Das Freudenfähnchen wehn.
Und wenn wir leise Wünsche
In Minchens Herz verstehn —
So soll sie Luft der Freiheit
Am eignen Heerd umwehn.

Zur Dauer ihres Glückes
Dem liebenswerthen Paar
Bringt unserm Friß und Friges
Dies Glas zum Wunsche dar.
Giti beweise baldigst
Ihr Haushaltungsgenie,
Indeß wir alle singen,
Zieh, lieber Schimmel, zieh!

Leicht falle dein Pantoffel
Bald, Söffchen, auf den Mann,
Der in des Lebens Lotto
Dies Quintchen sich gewann:
Einst geht noch unser Danscour
Als Sansjupon in Klubb.
Und Hannches Kränzchen hole
Bald möglichst Belzebub.

Was Gast ist, soll mitleben,
Es schließe fest sich an
Und wandle mit uns ewig
Und bleib' uns zugethan.

Dem Bruder dort am Rheine,
Den Lieben nah und weit
Sei dieses Glas als Zeichen
Von jedem Wunsch geweiht.

Zum Tempel wird die Stube,
Der Punschtiſch zum Altar.
Es bringt der Geist der Liebe
Jetzt seine Opfer dar.
Senkt euren Blick die Stufen
Des Tempels nur hinab
Und haltet fest die Stimmung,
Die dieser Blick euch gab.

Ihr schaut in einen Wirbel
Von Menschenschicksal hin
Und forſcht und fragt vergebens
Nach dieses Räthfels Sinn.
Einst wird es leicht sich lösen;
Längst ist der Schlüssel da;
Denn war nicht Lieb und Einfalt
Den Menschen immer nah?

Auch ihr könnt freudig walten
Für diesen Zeitbeginn,
Wirkt der Natur entgegen
Und wirkt mit einem Sinn.
Ist jeder gut und thätig
Für Menschenrecht und Wohl,

Und ist auf jeder Stelle
Ein Jedes was es soll,

So wird in süßer Reife
Die Menschheit, himmlisch schön,
Erwacht vom langen Schlummer,
In bessere Zonen gehn.
Belohnt wird, wessen Thaten
In ihrem Herzen glühn —
Doch wer sah je den Garten
Wo dann die Kränze blühn?

Letzte Liebe.

Also noch ein freundlicher Blick am Ende der Wall=
fahrt,
Ehe die Pforte des Hains leise sich hinter mir schließt.
Dankbar nehm' ich das Zeichen der treuen Begleiterin
Liebe
Fröhlichen Muthes an, öffne das Herz ihr mit Lust.
Sie hat mich durch das Leben allein rathgebend ge=
leitet,
Ihr ist das ganze Verdienst, wenn ich dem Guten ge=
folgt,
Wenn manch' zärtliches Herz dem Frühgeschiedenen
nachweint
Und dem erfahrenen Mann Hoffnungen welken mit mir.
Noch als das Kind im süßen Gefühl sich entfaltenden
der Kräfte
Wahrlich als Sonntagskind trat in den siebenten Lenz,
Rührte mit leiser Hand den jungen Busen die Liebe,
Weibliche Anmuth schmückt jene Vergangenheit reich.

Wie aus dem Schlumme die Mutter den Liebling weckt
mit dem Kusse,
Wie er zuerst sie sieht und sich verständigt an ihr:
Also die Liebe mit mir — durch sie erfuhr ich die
Welt erst,
Fand mich selber und ward, was man als Liebender
wird.
Was bisher nur ein Spiel der Jugend war, das
verkehrte
Nun sich in ernstes Geschäft, dennoch verließ sie mich
nicht —
Zweifel und Unruh suchten mich oft von ihr zu ent=
fernen,
Endlich erschien der Tag, der die Erziehung vollzog,
Welcher mein Schicksal mir zur Geliebten gab und
auf ewig
Frei mich gemacht und gewiß eines unendlichen Glücks.

Der Fremdling.

Den 22sten Jänner 1797. *)

Müde bist du und kalt, Fremdling, du scheinst nicht
Dieses Himmels gewohnt, — wärmere Lüfte wehn
Deiner Heimath, und freier
Hob sich vormals die junge Brust.

Streute ewiger Lenz dort nicht auf stiller Flur
Buntes Leben umher? spann nicht der Frieden dort
Feste Weben? und blühte
Dort nicht ewig, was Einmal wuchs?

O! du suchest umsonst — untergegangen ist
Jenes himmlische Land — keiner der Sterblichen
Weiß den Pfad, den auf immer
Unzugängliches Meer verhüllt.

*) Der Frau Bergrätin von Charpentier, der Mutter
von Hardenbergs zweiter Braut, Julie gewidmet.

Wenig haben sich nur deines verwandten Volks
Noch entrissen der Flut — hierhin und dorthin find
Sie gesä't und erwarten
Bessere Zeiten des Wiedersehns.

Folge willig mir nach — wahrlich ein gut Geschick
Hat hierher Dich geführt — Heimathsgenossen find
Hier die eben im Stillen
Heut ein häusliches Fest begeh'n.

Unverkennbar erscheint dort Dir die innige
Herzenseinheit — es strahlt Unschuld und Liebe Dir
Klar von allen Gesichtern,
Wie vorzeiten im Vaterland,

Lichter hebt sich Dein Blick, wahrlich der Abend wird
Wie ein freundlicher Traum schnell Dir vorübergeh'n;
Wenn in süßem Gespräche
Sich dein Herz bei den Guten löst. —

Seht — der Fremdling ist hier, der aus demselben Land,
Sich verbannt fühlt, wie Ihr; traurige Stunden find
Ihm geworden — es neigte
Früh der fröhliche Tag sich ihm.

Doch er weilet noch gern, wo er Genossen trifft,
Feiert munter das Fest häuslicher Freuden mit
Ihn entzückt der Frühling,
Der so frisch um die Eltern blüht.

Daß das heutige Fest oft noch zurückkehrt,
Eh' den Weinenden sich ungern die Mutter raubt
Und auf nächtlichen Pfaden
Folgt dem Führer ins Vaterland —

Daß der Zauber nicht weicht, welcher das Band beglückt
Eures Bundes — und daß auch die Entfernteren
Des genießen, und wandern
Einen fröhlichen Weg mit Euch: —

Dieses wünschet der Gast — aber der Dichter sagt's
Euch für ihn; denn er schweigt gern, wenn er freudig ist,
Und er sehnet so eben
Seine fernen Geliebten her.

Bleibt dem Fremdlinge hold — spärliche Freuden sind
Ihm hinieden gezählt — doch bei so freundlichen
Menschen sieht er geduldig
Nach dem großen Geburtstag hin.

Blumen.

1798.

An den König.

Mehr als ein Königreich gab der Himmel Dir in
Luifen,
Aber Du brachtest ihr auch mehr als die Krone, Dein
Herz.

Die Alpenrose.

Selten hastet auf Höh'n ein Funken himmlischen
Lebens,
Aber als Königin blüht dann auch die Rose des Bergs.

Der König.

Nur wer mehr als König schon ist, kann königlich
herrschen,
Also soll König auch sehn, welcher die Herrlichste
liebt.

14*

Das irdische Paradies.

Wo die Geliebten sind, da schmückt sich bräutlich die
Erde,
Aber den Frevler verzehrt schneller die himmlische
Luft.

Es ist an der Zeit.

Glänzend steht nun die Brücke, der mächtige Schatten
erinnert
Nur an die Zeit noch, es ruht ewig der Tempel nun
hier.
Götzen von Stein und Metall mit furchtbaren Zeichen
der Willkühr
Sind gestürzt, und wir sehn dort nur ein liebendes
Paar —
An der Umarmung erkennt ein jeder die alten Dynasten,
Kennt den Steuermann, kennt wieder die glückliche
Zeit.

Das Ende des Haders.

Lange währte der Zweifel, es konnte keiner ihn
schlichten,
Mancher schöne Krystall brach in dem feindlichen Stoß.
Nur die Liebe besitzt den Talisman ewigen Friedens —
Da nur, wo sie erscheint, fließen die Massen in
Eins.

Der sterbende Genius.

Willkommen, Lieber, nun und nicht wieder ruft
Dich meine Stimme; nah ist der Abschied mir.

Gefunden hab' ich, was ich suchte,
Und der Bezauberung Bande schmelzen.

Das schöne Wesen — siehst du die Königin —
Hebt Bann und Zauber; lange vergebens flog
Um jeden Thron ich, aber endlich
Winkte durch Sie mir die alte Heimath.

Schon lodert mächtig jene geheime Glut —
Mein altes Wesen — tief in dem irdischen
Gebilde: Du sollst Opferpriester
Sehn und das Lied der Zurückkehr singen.

Nimm diese Zweige, decke mit ihnen mich,
Nach Osten singe dann das erhabne Lied,
Bis auf die Sonne geht und zündet
Und mir die Thore der Urwelt öffnet.

Der Duft des Schleiers, der mich vor dem umgab,
Sinkt dann vergoldet über die Ebenen,
Und wer ihn athmet, schwört begeistert
Ewige Liebe der schönen Fürstin.

Land.

Jenes himmlische Paar schwimmt hoch auf der Flut,
wie die Taube
Und der Delzweig; es bringt Hoffnung des Landes
wie dort.

Au Julien.

Daß ich mit namenloser Freude
Gefährte deines Lebens bin
Und mich mit tiefgerührtem Sinn
Am Wunder deiner Bildung weide —
Daß wir aufs innigste vermählt,
Und ich der Deine, du die Meine,
Daß ich vor Allen nur die Eine,
Und diese Eine mich gewählt,
Dies danken wir dem süßen Wesen,
Das sich uns liebevoll erlesen.

O, laß uns treulich ihn verehren,
So bleiben wir uns einverleibt.
Wenn ewig seine Lieb' uns treibt,
So wird nichts unser Bündniß stören.
An seiner Seite können wir
Getrost des Lebens Lasten tragen
Und selig zu einander sagen:
Sein Himmelreich beginnt schon hier.
Wir werden, wenn wir hier verschwinden,
In seinem Arm uns wiederfinden.

An Dorothee.

Zum Dank für das reizende Bild meiner Julie.

Soll dieser Blick voll Huld und Güte
Ein schnell verglommner Funken sein,
Webt keines diese Mädchenblüthe
In einen ew'gen Schleier ein?
Bleibt dies Gesicht der Treu und Milde
Zum Trost der Nachwelt nicht zurück?
Berklärt dies himmlische Gebilde
Nur einen Ort und Augenblick?

Die Wehmut fließt in tiefen Tönen
Ins frohe Lied der Bärtlichkeit.
Niemals wird sich ein Herz gewöhnen
An die Mysterien dieser Zeit.
O! diese Knospe süßer Stunden,
Dies edle Bild im Heil'genschein,
Dies soll auf immer bald verschwinden,
Bald ausgelöscht auf ewig seyn?

Der Dichter klagt, und die Geliebte
Nacht der Hyppresse, wo er liegt.
Raum birgt die Thränen der Betrübte,
Wie sie sich innig an ihn schmiegt.
Er heftet unverwandte Blicke
Auf diese liebliche Gestalt,
Daß er in sein Gemüth sie drücke,
Eh sie zur Nacht hinüberwallt.

Wie, spricht die Holde, du in Thränen?
Sag, welche Sorge flog dich an?
Du bist so gut, ich darf nicht wähen,
Daß meine Hand dir weh gethan.
Sei heiter, denn es kommt so eben
Ein Mädchen, wie die gute Zeit.
Sie wird ein seltsam Blatt dir geben,
Ein Blatt, das dich vielleicht erfreut.

Wie, ruft der Dichter, halb erschrocken,
Wie wohl mir jetzt zu Muth ward!
Den Puls des Trübfinns fühl' ich stocken,
Und eine schöne Gegenwart.
Die Muse tritt ihm schon entgegen,
Als hätte sie ein Gott gesandt,
Und reicht, wie alte Freunde pflegen,
Das Blatt ihm und die Lilienhand.

Du kannst nun deine Klagen sparen,
Dein inn'rer Wunsch ist dir gewährt;

Die Kunst vermag das zu bewahren,
Was einmal die Natur verklärt.
Nimm hier die festgehaltne Blüthe,
Sieh ewig die Geliebte jung:
Einst Erd' und Himmel, Frucht und Blüthe
In reizender Vereinigung.

Wirst du gerührt vor diesen Bügen
Im späten Herbst noch stille stehn,
So wirst du leicht die Zeit besiegen
Und einst das ew'ge Urbild sehn.
Die Kunst in ihren Zauberspiegel
Hat treu den Schatten aufgefaßt.
Nur ist der Schimmer seiner Flügel
Und auch der Strahlenkranz verblaßt.

Kann jetzt der Liebende wohl danken?
Er sieht die Braut, er sieht das Blatt,
Voll überschwänglicher Gedanken
Sieht er sich ewig hier nicht satt.
Sie schlüpft hinweg und hört von weiten
Noch freundlich seinen Nachtgesang,
Doch bleibt ihr wohl zu allen Zeiten
Der Freundin Glück der liebste Dank.

Distichen.

1.

Einem gelang es, — er hob den Schleier der Göttin
zu Saiz —
Aber was sah er? — er sah — Wunder des Wunders,
sich selbst.

2.

Welten bauen genügt nicht dem tiefer langenden
Sinne.
Aber ein liebendes Herz sättigt den strebenden Geist.

An die Fundgrube Auguste. *)

Zu ihrem 49sten Geburtstage.

Glück auf, Fundgrube, das Säculum
Ist nun zur Hälfte für dich bald um.
Viel edle Geschenke hast du bescheert
Und gute Wetter uns immer gewährt.
Zum Glück des Bergmanns streiche den Gang,
Geschaart mit freundlichen Gängen, noch lang.

*) Novalis Mutter.

Zur Weinlese. *)

5. October 1799.

Wir haben Weinmond, liebe Leute,
Und weil nicht immer Weinmond ist,
So sag' ich's euch in Versen heute,
Damit es keiner nicht vergißt. —
Wenn Weinmond ist, so müßt ihr wissen,
Da giebt es Trauben, Most und Wein,
Und weil die armen Beeren müßten,
So sprützen sie ins Faß hinein.

Es giebt gar unterschiedne Beeren,
Von allen Farben trifft man sie,
Und manche hält man hoch in Ehren,
Und manche wirft man vor das Vieh.
Sie sind im Temperament verschieden.
Und von gar mancherlei Natur;
Doch allen ist der Wein beschieden
Als Lieblingskindern der Natur.

*) Zum fünfzigsten Geburtstag seiner Mutter.

Zu einem Stock will ich euch führen,
Das ist ein Stöckchen wie ein Daus!
Um seine Süßigkeit zu spüren,
Sucht eine Traube euch heraus.
Ich lobe mir die braven Wenden,
Sie langen zu und sind nicht faul,
Sie stecken gern mit beiden Händen
Die blauen Trauben in das Maul.

Nicht wahr, das schmeckt nicht herb' und sauer?
Was gut schmeckt, weiß der Wende wohl,
Er ißt und geht gern auf die Dauer
Und nimmt die beiden Backen voll.
Drum kann er auch nicht Worte machen,
Er steht voll Eifer da und kaut,
Doch sieht man ihn so schämig lachen,
Als kaut' er still an einer Braut.

Daß er den Trank anjezt im Ganzen
Verkauft, dafür kann ich euch stehn,
Oft wird er um den Stock noch tanzen
Und sich mit seinem Träubchen drehn.
Wer weiß, ob er nicht aus dem Kerne
Ein neues Mutterstöckchen zieht,
Das viele Jahre in der Ferne
Zum Ruhm des alten Stockes blüht.

Der alte Stock wird blühen und wachsen,
Wenn man den Ueberfluß ihm nimmt

Und überall im Lande Sachsen
Sein Wein auf guten Tischen schwimmt.
Er hat noch manche reife Traube
Von andrer Art und ihm zur Last;
Es bitten Geier oder Taube
Vielleicht sich bald bei ihm zu Gast.

Daß er noch lange blüht, das weiß ich,
Ob er wohl manches Jahr schon steht;
Denn dafür, lieben Leute, heiß ich
Ein Dichter oder ein Poet.
Ihr denkt wohl gar, ich sei ein Träubchen,
Weil mich der Stock fest an sich schnürt?
Ich bin's zufrieden, wenn ein Weibchen,
Ob ich gut schmecke, sacht probiert.

Drum weil nicht Weinmond alle Tage,
Kein solcher Stock nicht überall,
So denkt nicht heut' an eure Plage,
Zieht eure Sorgen in den Stall,
Laßt unsern alten Weinstock leben!
Und seinen lieben Winzer da!
Und einen Ruß soll man ihm geben
Als Kandidat zur Großmama.

Lebenskunst.

Alle Menschen sah ich leben,
Viele leicht vorüberfliegen,
Wen'ge mühsam vorwärts streben,
Doch nur Einem ist gegeben
Leichtes Streben, schwebend Leben.

Wahrlich, der Genuß ziemt Thoren,
An der Zeit sind sie verloren,
Gleichen ganz den Ephemeren.
In dem Streit mit Sturm und Wogen
Wird der Weise fortgezogen,
Kämpft, um niemals aufzuhören,
Und so wird die Zeit betrogen,
Endlich unter's Joch gebogen,
Muß des Weisen Macht vermehren.

Ruh' ist Göttern nur gegeben,
Ihnen ziemt der Ueberfluß,
Doch für uns ist Handeln Leben,
Macht zu üben nur Genuß.

An Tiedt.

Ein Kind voll Wehmuth und voll Treue,
Verstoßen in ein fremdes Land,
Ließ gern das Glänzende und Neue
Und blieb dem Alten zugewandt.

Nach langem Suchen, langem Warten,
Nach manchem mühevollen Gang
Fand es in einem öden Garten
Auf einer längst verfallnen Bank

Ein altes Buch, mit Gold verschlossen,
Und nie gehörte Worte drinn;
Und wie des Frühlings zarte Sprossen,
So wuchs in ihm ein innrer Sinn.

Und wie es sitzt und liest und schauet
In den Krystall der neuen Welt,
An Gras und Sternen sich erbauet
Und dankbar auf die Kniee fällt,

So hebt sich sacht aus Gras und Kräutern
Bedächtiglich ein alter Mann
Im schlichten Rock und kommt mit heiterm
Gesicht ans fromme Kind heran.

Bekannt, doch heimlich sind die Züge,
So kindlich und so wunderbar;
Es spielt die Frühlingsluft der Wiege
Gar seltsam mit dem Silberhaar.

Das Kind faßt bebend seine Hände,
Es ist des Buches hoher Geist,
Der ihm der sauern Wallfahrt Ende
Und seines Vaters Wohnung weist.

„Du kniest auf meinem öden Grabe,“
So öffnet sich der heil'ge Mund,
„Du bist der Erbe meiner Habe,
Dir werde Gottes Tiefe kund.

Auf jenem Berg, als armer Knabe,
Hab' ich ein himmlisch Buch gesehn
Und konnte nun durch diese Gabe
In alle Kreaturen sehn.

Es sind an mir durch Gottes Gnade
Der höchsten Wunder viel gesehn;
Des neuen Bunds geheime Lade
Sahn meine Augen offen stehn.

Ich habe treulich aufgeschrieben,
Was innre Lust mir offenbart,
Und bin verkannt und arm geblieben,
Bis ich zu Gott gerufen ward.

Die Zeit ist da, und nicht verborgen
Soll das Mysterium mehr seyn;
In diesem Buche bricht der Morgen
Gewaltig in die Zeit hinein.

Verkündiger der Morgenröthe,
Des Friedens Bote sollst du seyn;
Sanft wie die Luft in Harf' und Flöte
Hauch' ich dir meinen Athem ein.

Gott sei mit dir! Geh hin und wasche
Die Augen dir mit Morgenthau;
Sei treu dem Buch und meiner Asche,
Und bade dich im ew'gen Blau.

Du wirst das letzte Reich verkünden,
Das tausend Jahre soll bestehn;
Wirst überschwenglich Wesen finden
Und Jakob Böhmen wiedersehn.“

An Lied. (?)

Was paßt, das muß sich ründen,
Was sich versteht, sich finden,
Was gut ist, sich verbinden,
Was liebt, zusammen sehn,
Was hindert, muß entweichen,
Was krumm ist, muß sich gleichen,
Was fern ist, sich erreichen,
Was keimt, das muß gedeihn.

Gieb treulich mir die Hände,
Sei Bruder mir und wende
Den Blick vor deinem Ende
Nicht wieder weg von mir.
Ein Tempel, wo wir knien,
Ein Ort, wohin wir ziehen,
Ein Glück, für das wir glühen,
Ein Himmel mir und dir!

Frühlingslied.

Es färbte sich die Wiese grün,
Und um die Hecken sah ich blühn:
Tagtäglich sah ich neue Kräuter,
Mild war die Luft, der Himmel heiter:
Ich wußte nicht, wie mir geschah,
Und wie das wurde, was ich sah.

Und immer dunkler ward der Wald,
Auch bunter Sängers Aufenhalt,
Es drang mir bald auf allen Wegen
Ihr Klang in süßem Duft entgegen.
Ich wußte nicht, wie mir geschah,
Und wie das wurde, was ich sah.

Es quoll und trieb nun überall,
Mit Leben, Farben, Duft und Schall;
Sie schienen gern sich zu vereinen,
Daß alles möchte lieblich scheinen,
Ich wußte nicht, wie mir geschah,
Und wie das wurde, was ich sah.

So dacht' ich: ist ein Geist erwacht,
Der alles so lebendig macht,
Und der mit tausend schönen Waaren
Und Blüten sich will offenbaren?
Ich wußte nicht, wie mir geschah,
Und wie das wurde, was ich sah.

Vielleicht beginnt ein neues Reich,
Der lockre Staub wird zum Gesträuch,
Der Baum nimmt thierische Geberden,
Das Thier soll gar zum Menschen werden.
Ich wußte nicht, wie mir geschah,
Und wie das wurde, was ich sah.

Wie ich so stand und bei mir sann,
Ein mächt'ger Trieb in mir begann:
Ein freundlich Mädchen kam gegangen
Und nahm mir jeden Sinn gefangen.
Ich wußte nicht, wie mir geschah,
Und wie das wurde, was ich sah.

Uns barg der Wald vor Sonnenschein.
Das ist der Frühling! fiel mir ein;
Und kurz, ich sah, daß jetzt auf Erden
Die Menschen sollten Götter werden.
Nun wußt' ich wohl, wie mir geschah,
Und wie das wurde, was ich sah.

Schnsucht und Erfüllung.

Der Himmel war umzogen,
Es war so trüb' und schwül,
Heiß kam der Wind geflogen,
Und trieb sein seltsam Spiel.

Ich schlich in tiefem Sinnen,
Von stillem Gram verzehrt. —
Was soll ich nun beginnen?
Mein Wunsch blieb unerhört.

Wenn Menschen könnten leben
Wie kleine Vögelein,
So wollt' ich zu ihr schweben
Und fröhlich mit ihr seyn.

Wär' hier nichts mehr zu finden,
Wär' Feld und Staude leer,
So flögen gleich den Winden
Wir über's dunkle Meer.

Wir blieben bei dem Lenze
Und von dem Winter weit,
Wir hätten Frucht' und Kränze,
Und immer gute Zeit.

Die Myrthe sproßt im Tritte
Der Wohlfahrt leicht hervor,
Doch um des Glends Hütte
Schießt Unkraut nur empor.

Mir war so bang zu Muth, e,
Da sprang ein Kind heran,
Schwang fröhlich seine Ruthe
Und sah mich freundlich an.

Warum mußt du dich grämen?
O! weine doch nicht so,
Kannst meine Gerte nehmen,
Dann wirst du wieder froh.

Ich nahm sie, und es hüpfte
Mit Freuden wieder fort,
Und stille Rührung knüpfte
Sich an des Kindes Wort.

Wie ich so bei mir dachte:
Was soll die Ruthe dir?
Schwanft aus den Büschen sachte
Ein grüner Glanz zu mir.

Die Königin der Schlangen
Schlich durch die Dämmerung;
Sie schien gleich goldnen Spangen
In wunderbarem Prunk.

Ihr Krönchen sah ich funkeln
Mit bunten Strahlen weit,
Und alles war im Dunkeln
Mit grünem Gold bestreut.

Ich nahte mich ihr leise,
Und traf sie mit dem Zweig:
So wunderbarer Weise
Ward ich unfählich reich.

An seinen Bruder Karl (?)

In stiller Treue sieht man gern ihn walten,
Nicht wie die Meisten mag er sinnlos schweifen,
Er will die dargebotne Recht' ergreifen
Der bessern Zukunft, um sie fest zu halten.

Reichfarbig wird sich diese Knosp' entfalten,
Das Auge sich für ferne Welten schleifen,
Zum Meister wird der treue Lehrling reifen
Und um sich her ein neues Reich gestalten.

Wie fröhlich kann dankbar ein Freund verkünden,
Was seinem Geist sich längst vergnüglich zeigte,
Wenn er des Jünglings Wandel still bedachte.

O! möchte jede Treue — Treue finden,
Und daß zu dem der Lilienstab sich neigte,
Der Lust und Leben kranken Herzen brachte.

Inhalt

	Seite
Vorwort	II—VIII
Einleitung	IX—XCIII
Aus Novalis Tagebuch seiner letzten Lebensjahre	1—36
Briefe	37—78
Gedichte.	
Hymnen an die Nacht	79—103
Geistliche Lieder 1—12	104—136
Gedichte aus Heinrich von Ofterdingen	137—176
Das Lied des Sängers	139
Das Lied der Kreuzfahrer	143
Zulimas Lied	146
Das Lied des Bergmanns	149
Der heimliche König	152
Das Lied des Eremiten	155
Mädchenlied	157
Klingsohrs Lob des Weines	159

Lied des Pilgers	162
Gesang der Toten	165
Marienlieder	170 173
Fragment	174
Das Gedicht	175
Vermischte Gedichte	179—233
Die Liebe	179
An Lucie	181
An Laurens Eichhörnchen	183
An Jeanette	184
Die Nachtigall	185
Die Erlen	186
Mein Wunsch	188
Die Quellen	189
Trinklied	190
Auf Josefs Tod	192
An Herr Brachmann	193
An meine sterbende Schwester	194
Zufriedenheit	195
An ein fallendes Blatt	197
An Freund Brachmann	199
An M. und S.	200
Lied beim Punsch	201
Letzte Liebe	206
Der Fremdling	208
Blumen 1798	211
An Julien	214
An Dorothee	215
Distichen	218
An die Fundgrube Auguste	219
Zur Weinlese 1799	220

Lebenskunst	223
An Tied	224
An Tied (?)	227
Frühlingslied	228
Sehnsucht und Erfüllung	231
An seinen Bruder Karl (?)	233

